

Das Jahr entlang

Ländliches Brauchtum im Stift Hildesheim

Von

Hauptlehrer August Söding

Borsum

Zweiter Teil: Von Martini bis zum Frühjahrsbeginn

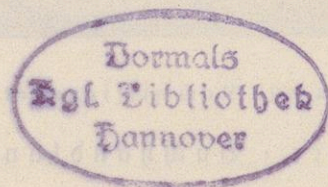


Druck und Kommissionsverlag

Franz Borgmeyer · Buchhandlung · Hildesheim

Inhaltsverzeichnis.

Vorwort	3
St. Martin reitet durch Schnee und Wind	4
„O Bauernstube in Wintersruh!“	6
Upper Wosteweise	11
„Dörflein, deine Kirch' umkränzet grün des Friedhofs ernst Geheg!“	14
„Bist ja unser Schutzpatron!“	22
„Es weihnachtet sehr“	25
„Zu Bethlehem geboren“	27
Silvesteroamd in Dörpe	33
„Darin noch meine Wiege steht“	37
Selbst gesponnen, selbst gemacht	42
Eloa diu tau, es kann nich!	47
Von alten dörflichen Hof- und Gemeinde-Bachhäusern . .	50
Hacket, snöi Hacket, giwen Pärn watt in!	56
Die Vorsumer Holzordnung	58
Fiuhe, fiuhe Faßloamd	64
Drei volkstümliche Heiligentage	68
„Brichst du Blumen, sei bescheiden!“	70



Vorwort.

Der vorliegende zweite Teil des Heimatheftes „Das Jahr entlang“ bringt als Fortsetzung und Weiterführung die Darstellung des ländlichen Brauchtums von Martini bis zum Frühjahrsebeginn. Mit dieser Zeit der stillen dörflichen Winterruhe sind naturgemäß besonders reichhaltige Sitten und Gebräuche verknüpft. Sie gruppieren sich hauptsächlich um die volkstümlich bekannten Tage und Zeiten von Martini, Advent und Weihnachten, Fastnacht und Frühlingsankunft.

Nicht davon zu trennen ist eine Reihe alter Arbeitsgewohnheiten, Lebens- und Rechtsbräuche, die sich aus dem Jahreslauf ergeben und zum Teil noch heute immer darin wiederkehren. Diese mit zu berücksichtigen, erschien unbedingt geboten, um das Gesamtbild des Dorflebens im Jahresring möglichst vollständig zu gestalten. In dankenswerter Weise stellte das Archiv der „Landespost“ bereitwillig 9 Altschees für die Bilder zur Verfügung.

Möge auch dieser zweite Teil der Arbeit gleich günstige Aufnahme finden wie der erste und so, mit demselben zu einem Ganzen vereinigt, in den Reihen des Landvolkes unserer stiftbildesheimischen Heimat die oft genannte alte Niedersachsentreue und Gesinnung weiter pflegen und fördern, gemäß der Mahnung in Schiller's Wilhelm Tell:

„Steh zu deinem Volk!
Es ist dein angeborener Maß.“

Vorsum, am Fastnachtsonttage 1938.

August Edding.

St. Martin reitet durch Schnee und Wind.

Auf das Erntedankfest sind noch viele Tage und Wochen voll saurer, schwerer Landarbeit gefolgt. Die reiche Rübenenernte galt es wohl zu bergen, die Felder mit den Wintersaaten sorgfältig zu bestellen. Dabei zog inzwischen immer mehr hoher Herbst ins weite Land. Schon ist wieder der Sanct Martinstag herangekommen, an dem man nach hergebrachter Gewohnheit gern die letzten Rüben aus der Erde heraus hat. Nun kann ruhig die kalte Winterzeit beginnen, wie es im alten heimatlichen Bauernliede heißt: „Die ganze Welt ist freideweiß, und auf den Wiesen nichts wie Eis.“ Das bringt auch die bekannte Wetterregel zum Ausdruck: „St. Martin kommt nach alten Sitten zumeist auf einem Schimmel angeritten.“ Danach richtet sich dann der Winter. „Wie St. Martin führt sich ein, wird zumeist der Winter sein.“

Neben dieser Bedeutung als Abschluß des Wirtschaftsjahres war „Martini“ seit altersher ein hervorragender Termin tag, an dem die verschiedensten Pachten bezahlt, Zehnten und Zinsen abgegeben wurden. So vollzog sich alljährlich zu der genannten Zeit nach dem Erbenzins-Kataster¹⁾ von Kleinaleggenmüssen die Hebung des Erbenzinses durch das Meierding daselbst, das dem jeweiligen Domkämmerer gehörte. Von jedem Morgen mußten eine Drittel Meze Gerste in althildesheimischem Maß und elf Pfennig Courant Münze entrichtet werden. Insgesamt betrugen die pflichtigen Ländereien 352 Morgen sieben Zwölftel Borling vor Kleinaleggenmüssen, 33 Morgen vor Nachsum, 6 Morgen $\frac{3}{4}$ Borling vor Lühnde, 69 Morgen vor Göttingen, 3 Morgen vor Wäsum. Die ganze Hebung erbrachte 26 Malter $1\frac{1}{24}$ Meze Gerste und 6,18 Thaler, 3 Mariengroschen, $2\frac{17}{24}$ Pfennig. Nach einem Bericht des „Maire“ Blumenberg²⁾ im Kanton Vorum vom 13. Dezember 1812 an den „Herrn Maire Lohden zu Hildesheim“ erhielten die Armen aus den Gemeinden Vorum, Hüddeßum, Nachsum, Hönnersum und Adlum aus dem Landsbergischen „receptiar Register“ zu Martini jeden Jahres 28 Thaler 12 Groschen ausbezahlt.“

Weiter wechselte dann vielerorts das Gesinde. Ein Mietstaler, plattdeutsch auch wohl „Miehepennig“ genannt, galt als Anzahlung und Verpflichtung vor Antritt der neuen Stelle. Im Gemeindefruge fand abends eine Feier mit nachfolgendem Gesindeball statt, wobei die bisherigen Pferdejungen in die Reihe der vollwertigen Knechte aufgenommen wurden. Diese Veranstaltung war unter der Bezeichnung „Hänseln“ allgemein im Dorfe bekannt.

Mit solchen und ähnlichen Festen waren ferner gar oft allerlei Schmausereien verbunden. Schon in Grimmelehausens „Abenteuerlichem Simplicissimus“

¹⁾ Staatsarchiv Hannover. 74. Amt Hildesheim I. 2030. ²⁾ Archiv d. Vorumser Dorfmuseums.

mus“ heißt es: „Um selbige Zeit fiel Martini ein. Da fängt bei uns Teutschen das Fressen und Saufen an und währt bei teils bis in die Fastnacht.“ Nicht davon zu trennen ist die fette Martinsgans, von der ein altes Ganslied singt:

„Was machen wir Gänse am Martinstag?

Gi, ga, gack!

Man führt uns aus dem Stall heraus,

Zu einem fetten Martinschmaus —

Gi, ga, gack!

Und bricht uns das Genack!“

Ein solches „Gesätz’n“ vereinigt noch heute nach altüberliefertem Gebrauch die Reihelente vom frühern Großalgermessen, der jetzigen „Gänsestadt“, wie in Sportkreisen Algermessen vielfach benannt wird, um Martini in der Gastwirtschaft Schütte zu fröhlicher Gemeinschaft.

Am Vorabende des „Martentages“ zogen früher muntere Kinderscharen singend durchs Dorf. Sie gingen von Haus zu Haus und sammelten Gaben aller Art. Dabei wurde dann folgender Reim aufgesagt:

„Marten, Marten, giuen Dand,	Peine is 'ne greote Stadt,
Appel un'ne Birn,	Kröiget alle Kinder watt.
Nötte mag ek giern.	Kröiget se en Stücke Speck,
Himmelröif is uppedoahn,	Stäket se et hille weg,
Sülwe alle rinne goahn.	Kröiget se en Stücke Schinken,
Giue Friue, giff ösch watt,	Künnt se giut noa trinken,
Loat ösch nich tau lange stoahn,	Kröiget se en Enne Wost,
Wöi mütt en betten wöiher goahn.	Packete 'se inn'en Tost!“
Mütt noch bett noa Peine,	

So gehört St. Martinus wohl unstreitig zu den volkstümlichsten Heiligen des Jahres. Als Kirchenpatron wird er in unserer engern Heimat in **Vorsum**, **Achtum**, **Emmerke** und **Himelsthür** besonders hoch verehrt. Auch die älteste Mutterkirche im nördlichen Teil des Gaues **Asfala** zu **Lühnde** war ihm geweiht. Seinen Namen trug ferner in **Hildesheim** das frühere Franziskanerkloster, in dessen Gebäuden das Roemer-Museum untergebracht ist. An der Westfront des massigen stolzen Kirchturms in **Vorsum** zeigt ein Relief den Heiligen hoch zu Ross, wie er mit dem Schwerte seinen Mantel teilt und das Stück dem vor ihm knienden armen Bettler überläßt. Vielleicht ein neckischer Zufall will es, daß er dabei als linkshändig dargestellt ist. Durch die in der Legende berichtete edle Tat ist Sanft Martin überall bekannt geworden, und er wird weiter in der Erinnerung fortleben als leuchtendes Vorbild echter, werktätiger Nächstenliebe, das uns gerade in der heutigen Zeit viel zu sagen hat.

Das erwähnte Gänseessen ist ursprünglich gar nicht mit dem Heiligen in Verbindung zu bringen. Die Legende führt die Martinsgans darauf zurück, daß sich Martinus in einen Gänsestall verkroch, um der Wahl zum Bischof zu entgehen. Durch das Schnattern der Gänse aber soll er verraten und zur Annahme seines Amtes veranlaßt worden sein. Darüber erzählt ein Lied aus „Des Knaben Wunderhorn“:

Als der heilige Martin will	Dafür tut am Martinstag
der Bischofsehr entfliehn,	man den Gänsen diese Plag,
Sitzt er in dem Gänsestall,	Daß ein strenges Todesrecht
niemand find't ihn überall.	gehn muß über ihr Geschlecht.
Bis der Gänse groß Geschrei	Drum wir billig halten
seine Sucher ruft herbei.	auch diesen alten Martinsbrauch.
Und dieweil das Gigackslied	Laden sein zu diesem Fest
diesen heil'gen Mann verriet,	unsere allerliebsten Gäst
Auf die Martinsvöglein ein,	
bei Musik und kühlem Wein.“	

„O Bauernstube in Wintersruh'!“ ...

Alte Bretts, Würfel-, Karten- und Rätselspiele.

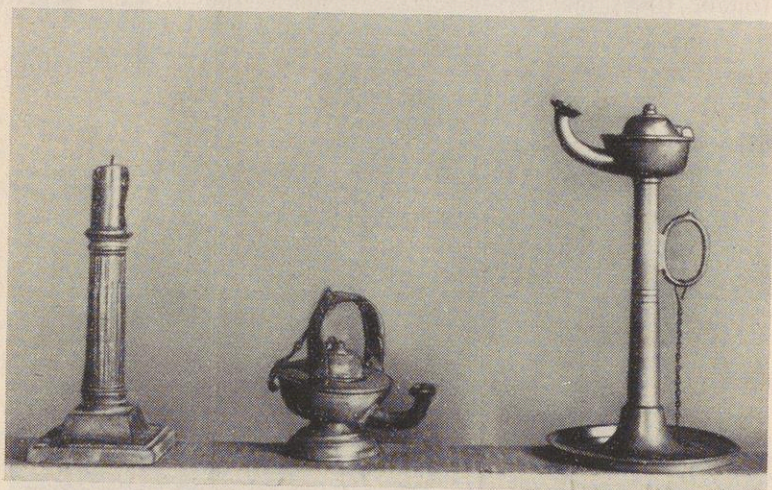
Mit dem St. Martinstage hat nach herkömmlicher Gewohnheit das bäuerliche Wirtschaftsjahr seinen Abschluß gefunden. Seitdem ist es immer stiller draußen in der Dorfflur geworden. Längst sind hier die letzten notwendigen Arbeiten beendet, denen das früh eingetretene Frost- und Schneewetter unweigerlich Einhalt gebot. Vollgefüllt stehen nun auf den Gehöften die Wirtschaftsräume da, und in den Ställen ruht sicher und geborgen das Vieh.

Wieder beginnt jetzt die friedliche Zeit wohlverdienter Winterruhe, in der die kurzen dunklen Tage gar schnell dahingehen. Eine Abwechslung bei der gleichförmigen Verrichtung der notwendigen Haus- und Hofarbeiten bringen die „Schlachteseste“, die alljährlich in diesen Wochen ihren Anfang nehmen, wie es der Dichter schildert:

„Sobald der erste Frost tritt ein,
So wird geschlachtet unser Schwein,
Quiek, quiek, quiek, quiek,
So wird geschlachtet unser Schwein!“

(Hoffmann von Fallersleben.)

Nach beendigtem Tagewerk versammelten sich dann früher allabendlich die Hausbewohner um „des Lichts gesell'ge Flamme“ in der großen Wohnstube. Lange brennende Holzscheite knisterten hier im behäbigen Kachelofen, der eine behagliche Wärme in der Stube verbreitete. Nur notdürftig wurde diese erhellt durch die bekannte „Tranfunsel“, an deren Stelle später die Petroleumlampe trat. Gewöhnlich stand „an der Seite des wärmenden Ofens“ im Herrgottswinkel“ ein breiter, bequemer hölzerner Lehnstuhl als Ruheplatz für den Großvater oder die Großmutter. Darüber befand sich meist ein kleines Eckbrett, worauf neben dem Kruzifix dickbändige Gesangs- und Gebetbücher lagen.



Zinnleuchter und Tranfunsel

Während auf der eisernen Ofenplatte die „Bratäpfel“ schmorten und zischten, saßen Eltern und Kinder, Knechte und Mägde friedlich beisammen um den großen eichenen Tisch mit seinen dicken, vom Drechsler gedrehten Beinen. An reger Unterhaltung fehlte es nicht. Gern betrieb man gemeinsam Brettspiele, wie Mühle, Dame, Puff, Wolf und Schafe, oder Würfelspiele, wie Glocke und Hammer, Wettrennen und Knobeln. Zwischendurch kamen Neck-, Scherz- und Rätselspiele an die Reihe. So nahm jemand ungesehen ein Geldstück in eine geschlossene Hand und hielt die geballten Fäuste zum Raten hin mit den Worten: „Faul oder fleißig?“ Als fleißig galt die Hand mit dem Geldstück. Dieses bekam, wer die richtige Entscheidung getroffen hatte. Beim Gegenteil mußte ein gleichwertiges Geldstück gezahlt werden. Viel Vergnügen bereitete ferner das abwechselnde Übereinander-schlagen der beiden geschlossenen Hände, wobei folgender Spruch aufgesagt wurde:



Herrgottswinkel im Borsumer Dorfmuseum

„Pinke, pant, däi Smett is frank,
 Wue schall hei wuh'n,
 Unnen eor beoben?“

Recht beliebt und wohl auch am meisten im Gebrauch war das „Kartenspielen“. Das „Buch der vier Könige“, wie man die Spielkarten scherzweise nennt, fehlte kaum irgendwo in einem Hause. Schon die Kinder beschäftigten sich liebend gern mit den vielen bunten Karten. In langen Reihen legten sie dieselben vor sich hin auf den Tisch aus oder bauten Häuserchen davon, woran das Kinderlied erinnert:

Zwar Wintertage haben
wohl auch der Freuden viel,
man kann im Schnee eins traben
und treibt manch Abendspiel,
baut Häuserchen von Karten,
spielt Blindfuh und Pfand,
auch gibt's wohl Schlittensfahrten
aufs liebe, freie Land!“

Die größeren Kinder fingen aber auch bald an, regelrecht mit den Karten zu spielen. „Deud un Riem“, „Hoahndraher“, „Ewarte Peiter“ waren hauptsächlich ihre Spiele. Vergnügte Stunden bereiteten der ganzen Familiengemeinschaft die Kartenspiele: „Snipp, snapp, snurr, besten Baselozeum“, „Guten Tag, Herr Amtmann“. Kam der Onkel oder Nachbar zu Besuch, dann mußten „Schafskopf“, „Bammbock“ und „Wensch“ herhalten. An den Sonntagnachmittagen spielten die Erwachsenen im Dorfkrüge am liebsten „Solo“ mit Matadoren. Das „Statspiel“ kannte man damals noch nicht in dem Umfange wie heute. Dagegen waren schon „Glücksspiele“ hin und wieder weit verbreitet, so daß die Behörden mit strafrechtlichen Verordnungen einschreiten mußten. Das geht u. a. aus folgender Urkunde im Dorfsummermuseum hervor:

„Da seit einiger Zeit ruinierende Hazardspiele getrieben worden, diesem Unwesen aber ferner nicht nachgesehen werden darf, von Königlich Provinzial-Regierung zu Hannover auf dem Amte nachgetragen ist, auf die Entdeckung und Abstellung solcher gesetzwidriger Handlungen zu wachen, besonders aber die Amtseingessenen mit denjenigen Spielen, welche nicht getrieben werden dürfen, und denjenigen Strafen, welche auf das Treiben derselben gesetzt sind, bekannt zu machen, weshalb ihnen folgendes eröffnet wird:

I. Als Hazardspiele werden nach der Hildesheimischen Verordnung vom 30. Januar 1777, der Bekanntmachung vom 8ten April 1817 und dem Ausschreiben der vormaligen Provisorischen Regierungs-Commission vom 29. März 1815 betrachtet: 1. Dreykarten, 2. Häufchen, 3. Stoßen, 4. Bester Bauer, 5. Lotto, 6. Barsette, 7. Pharao, 8. Landsgunanttes, 9. Trichai, 10. Dumdisi, 11. Pochen, 12. Tuchschiagen, 13. Jedes Charten Spiel über 4 Pfennige, 14. Alles Würfel Spiel, 15. Jedes Kegelspiel, der Wurf über 1 Mariengroschen, 16. überhaupt jedes, in welchen hoch über 4 Pfennige gespielt wird.

II. Derjenige, welcher Hazardspiele treibt, muß nach den gesetzlichen Bestimmungen 100 Dukaten, der Wirth aber 100 Reichsthaler bezahlen, wovon ein Drittel dem Denuncianten zufällt; in fall sie aber zahlungsunfähig

sind, so werden sie mit Gefängnis bestraft, der Wirth aber, welcher Hazardspiele duldet, soll nach Verfügung Königlich-provinzial-Regierung mit der Entschuldigung mit Nichtwissens, sobald er es wissen konnte, daß in seinem Hause Hazardspiele getrieben wurden, nicht gehört, auch in Wiederholungs-fälle ihm seine Wirtschafts-Conzeßion entzogen werden.

Hildesheim, am 9ten Januar 1823.

Königliches Großbritannisches Hannoversches Amt Hildesheim

M. Schuh.

Liefesett.“

Solche Glücks- und Hazardspiele betrieb man natürlich nur bei geselligen Zusammenkünften im Dorfkrüge. Das Kartenspiel im häuslichen Familienkreise diente lediglich der Unterhaltung. Nicht selten gab es auch Abende, an denen sich die Hausgemeinschaft mit Erzählen von Spukgeschichten, „Dönekens“ und „Stippstörekens“ die Zeit vertrieb. Manche frohe Stunde ging daneben mit Rätselaufgeben und Rätselraten schnell dahin. Durch mancherlei Scherze und Neckereien kam vorher die Stimmung dazu auf. Dann fing gewöhnlich der Lustigste an und gab ein Rätsel nach dem andern zum Raten auf: „An Doage hängt 'et anner Wand, wenn't Nacht ist, nimmt man't inne Hand.“ (Wandlampe.) „Ett gah'te rinn brötteln un kumm'te riut kötteln.“ (Bohr.) „Deom gräun, unnen reot, runterum swart, wat is datt?“ (Mohrrübe in der Erde.) „Born Fleisch, hinnen Fleisch, inner Mitte Deisen.“ (Pflügender Bauer.) „Eck smöite watt Spizes innen Döik, un diusend Päre künnt 'et nich wier riut trocken.“ (Stechnadel.) „Hinder iusen Hiuse staht Bedder Kriuse, wenn seck däi Wind draht, draht seck Krickel, Krackel Kriuse.“ (Brauner Kohl.) „Huck, huck, huck uppen einen Böine, hett datt ganze Döik vull Steine, hett saun reon Mäntelchen umme un saun swartet Käppchen uppe.“ (Hagebutte.) „An Doage dreggt ett Kneofen, inner Nacht staht et eopen, an Doage ward ett 'e sluirt, inner Nacht vorrn Bedde uppebührt.“ (Pantoffel.) „Ett liggt in Holte wie en uppebloasene Kauh.“ (Teig in der Malle.) „Puzidraule fällt von'en Staule, woll wäin un häer neine Eogen.“ (Ei, das entzwei fällt.)

Bei solchem Rätselraten kam man aus irgend einer Veranlassung auch leicht auf gutes Rechnen zu sprechen. Dann galt es zu zeigen, wer es noch am besten konnte. Schnell harren allerlei Aufgaben der Lösung. Welch eifriges Nachdenken hub an, wenn es hieß: „' Ne Kauh, un 'en Kalf un 'en half Kalf half, en Hirsch un 'en Reh. Wuviel Böine hetten de?“

Wieder ein anderer erzählte von zwei Schäfern. Der eine von ihnen sprach zum andern: „Giff meck eint von döinen Schoapen; denn hewwe eck jußt sau viel ar diu.“ „Soa, datt seggst woll“, gaff däi andere taur Antwort, „giff diu

meß eint von döinen Schoapen; denn herwue es duppelt sau viel ar diu.“
Wuoviel Schoape härre jeder Schoaper? (5 und 7.)

Eine ähnliche Geschichte wurde vom Fuchs erzählt. Dieser kam einst an einer Gänseweide vorüber. Da sprach er zu den Gänsen: „Zöi 100 Geosse!“ Doch diese gaben zur Antwort: „Sau viel sind wöi nich. Wenn't noggemoal sau viel würn, un denn noch half moal sau viel, un noch vertel moal sau viel und däi Bos doaböi; denn würn ett iest 100. Wuoviel Geosse würn ett? (36.)

So fehlte es an den langen Winterabenden an Kurzweil und regster Unterhaltung keineswegs. Darüber hinaus blieb noch genügend Zeit zum stillen Lesen guter Schriften und Bücher, wie es im alten Bauernliede heißt:

Und an dem Abend les' ich fein
in meinem Hilfs- und Notbüchlein.“

Diese besinnlichen Stunden im frühern häuslichen Familientreise trugen wesentlich mit zur lebensvollen, fest gefügten treuen Lebens- und Arbeitsgemeinschaft bei. Sie riefen jene Stimmung hervor, von der ein Siebenbürgener Bauernsohn als Dichter spricht:

„Ein still Behagen
Durchweht den Raum, —
Halb ist's ein Wachen,
Halb ein Traum.
O Bauernstube in Wintersruh',
Wo ist ein seligeres Heim als du!“

U p p e r W o s t e w e i k e.

Ein Bild aus dem altdörflichen Gemeinschaftsleben.

„Morgen ward 'e slacht“, seggt de Mudder tau Jochen. „Niu man hille anne Arbeit. Hoale glöif en Brennetrog un 'en Slachtedisch von Noaber hereober. Eof et Woater mott noch inn 'en Kettel. Neug deß doarumme en betten an. Vorn Duisterwiern müwe damidde fertig söin. Inne Dämmerung gahste denn noggemoal upp de Käige und neudigst tau morgen!“

Jochen freuet seck höiereober ganz bannig. Et was oaber eof nich mäer taun iutheoln inner lesten Töit. Immer man bleoß en Smaltstücke eoder Zwetschenbottern, datt heolt kein Pård aff. Doa is doch saun orndlich Stümpel Wost en annere Sache. Man blifft en Minsche doaböi und friggt dei neudige Purre inne Knecken.

Mitter greoten Schiusfoahre hoalt niu Jochen fluckß datt Geschirr teheope. Doana hängt seß dei Schanne eobere Schuldern und slipet mit twei Emmern den greoten Kettel swucketevull Woater. Hei ward richtig warm doaböi. Doch datt schoad alle nickß. Doavorr hett hei et morgen eof alles int ierster Hand. Saun Slachtedag is doch immer en Dart Fest. Man seggt eof woll



Beim Wurstmachen.

davon: „Slachten is kein Smachten!“ Doa harre neulich inner Schaulen söin Fründ Kurrad nich ganz unrecht. Hei säe upp dei Froage: „Welches ist der größte Festtag im Jahre: „Herr Pastur, wenn möin Woader slachtet!“ Dei ganze Woaberschopp und Verwandtschaft ward doatau inneloat. Inner rechten Wöise neudigt Jochen sei alle tauer Wosteweife.

Fröitöitig gaht et huite noan Damdbruoe int Bedde. Gigen Klocke söiwe hett ett all wier uppstoahn. Balle buldert datt Fuier unnern Kettel. Dat Woater fangt an te koecken. Alles is parooat. Doa kummt Klocke siem dei Slachter. „Goaht man rinn“, seggte Mudder, „und drinket iest ne Tassen Kaffe.“ Inner greoten Strum is de Disch alle decket. Doauppe staht en witten Kaffeepott. Huite isser nich bleoß gewöhnlichen Plark inne. Et smeckt all mäer noa Beohnen. En orndlichen dicken Luffentnuust liggtter eof doaböi.

„Ett kann angoahn“, röppt niu de Slachter. Hei nimmt en Strick un 'ne Stäkemolle von de Däl un goaht butten henn. Dei Friusluie kumet

mit 'en wöien Steinpotte un 'er lüttjen Neuergeffsel noa. Böin Stäken holt Jochen dāin Swanz. Doavorr friggt hei de iste Wost. Noa forter Töit hängt et Swöin iuteslachtet annen Hoaken.

Niu kanne freustücket wiern. Et gisft doatau dāin lesten Filsster eoder Fellköifer von vorigen Joahre. Eof en Napp vull gefeoketen Käise fählt nich. Man lettet seck giut smecken. Zwischendür ward en Lüttjen e'neohm. Sau wierd en paar Uort Sluck annen Slachtedoage weggepuzet.

Uunderdessen feoket datt Fleisch innen Kettel. Midden greoten hölten Sleuwe füllet de Friuslui un Mäkens datt Fett aff. Noa anderthalf Stunnen is et goar. Jest gaht et ant Wostemoaken. Dei Slachter deilt datt Fleisch inner Mollen vorr dei verschöidene Wost iutenanner. Innen Henkelpotte bringt Jochen Bräu herumme. Uppen greoten Blocke ward midden scharpen Wägemeste datt Fleisch kleine hacket. Doavon moaket man niu tauierst Knapp- und Lieberwost. Dei Fettinkels wierd midden Meste kaputte snien. Düsse kumet twischene Liebers, Reots und Biulwost. Dei Pöipwost eoder Woste-voaer is doavon dei dickerste. Tauer Sülte nimmt man datt Koppfleisch.

„Böi lüttjen mošte eof de Sültenpresse vonner Smie hoaln“, seggt niu de Slachter tau Jochen. „Wöi vespert unnere Töit en betten. Diu kannst joa döin Stücke Stief noaher äten.“ Jochen kennt dāin Wig mitter Sültenpresse noch nich. Hei huckete Köipe upp un gaht richtig leos. Dei Smett is niu groade de rechte Zulenspal. Hei lachet all hinnen in Halse, arre Jochen, midder Köipen kumen suit. Watte glöbik an swoaren Eisenstücken gröipen kann, packete doarin. „Kumme giut midde noa Hius“, röppte noch hinner Jochen her. Düsse fliepet un fliepet un denkt: „O Vork, is de Sültenpresse oaber swoar!“ Dei Swöit loppt 'ne an Vast doal. Sau kummte inner Kücken anklabastert. Doa fangt alle griesig an te lachen. Jochen staht doa wöi en böigeotnen Piul un seggt: „Töi feuert meck nich wedder an!“

Mittlerwöile is dei Metts und Brägenwost eof glöbik fertig. Et ward all dämmerig. Dei Noabers, Dnkels un de Greosvooar stellet seck ein noan annern in. Sei köifet in de Kücken un froaget: „Is de Wost all goar?“ „Joa, balle is et jau wöit. Goahnt manne rin, wöi kumet hinderdör.“ Upperr Däl stoahnt niu eine Käige Kinder. Sei singet un spräket: „Giuen Damd! Wöi herwette hört, datt höier huite slachtet ward. Doa könnt jöi ösch woll watt giem, Appel eoder Viern, Wost mag eck giern, loat ösch nich jau lange stoahn, wöi mött noch en Hius wöier goahn!“ Doa fröiget 'se ühr Deil un draht hille umme.

Inner Stium is niu datt Damdbruot uppedrogen.. Dei greote Disch ward von einen Enne bett taun annern vull böisettet. Vannig smecket allen dei Bräuzoppen un Pannenslag. Dāin ganzen Damd blifft man noch tausammen. Et ward 'e snacket von Dütt und Datt. Dei Greosvooar vertellt

Spöifegeſchichten iut eoler Töit. Viel Spoafß moaket eof datt Koartenspieln. Giern ſpielt man tau ſeſſen „Schoafskopp“ Doabbi gilt Schellen As ar Swöin. Drndlich ward uppen Diſch 'e kloppet, wenn einer et ſtäken kann.

Sau goacht dei Stunnen raſch henn. Gigen Klocke ölm is et Fbierz oamd. „Niu bett taukenmoal un wohlſloapene Nacht“ hett et vorn Beddes goahn. Annerndoages mott Jochen innen greoten ſwarten Handforbe allen'e Woſtepreobe hennbringen. Dei Mudder hett uppen Tellder 'ne Klunkerwoſt, betten Sammelwoſt un Swärefen taurechte leggt. Datt is niu einmoal Meode. Man weitert goar nich anders uppen Därpe, wöi dei Dichter ſeggt:

„Der Nachbar Klaus vergift uns nicht,
Er ſchickt uns, wie das Sprichwort ſpricht:
Wurſt, Wurſt, wieder Wurſt,
Und das iſt auch ſo übel nicht!“

(Hoffmann von Fallersleben.)

„Dörflein, deine Kirch' umkränzet grün des Friedhofs ernſt Geheg!“

Das ſtille, friedliche Leben im bäuerlichen Familienkreiſe während der Zeit behaglicher Winterruhe begleitet ein beſonderes reichthaltiges Brauchtum, das Jahr für Jahr mit dem beginnenden Winter naturgemäß einſetzt. Schon hebt der dunkel-trübe Totenmonat November nach dem Allerheiligentſte mit dem ernſten Allerſeelentage an. Dieſer ſtimmungsvolle Gedächtniſtag der Toten verdankt ſeine Einführung dem Abte Odilo von Clugny, der 998 einen Totengedenktag für die Benediktinerklöſter anſetzte. Allgemein verbindlich in der ganzen Kirche machte ihn Papſt Johann XIX. im Jahre 1006. Als „Totenſonntag“ gilt für die evangeliſche Kirche der letzte Sonntag im Kirchenjahr. Erſt aus einem 1816 von Friedrich Wilhelm III. befohlenen Gedenktag an die Gefallenen der Freiheitskriege entwickelte und ſetzte ſich dieſer allmählich immer mehr durch. Feſt haben heute beide Gedenktage ihre Wurzeln in die Tiefen der Volksſeele geſchlagen.

Wie ergreifend und ſchön iſt aber auch die Sitte, der Toten zu gedenken, gerade in den Tagen, wo das Sterben in der Natur uns den Gedanken an die Vergänglichkeit alles Irdiſchen aufzwingt. Dieſe rührende Sorge für die Verſtorbenen, in der nach einem Worte Rembrandts „kein Volk dem deutſchen gleichkommt“, offenbart ſich am Allerſeelentage mit ganz beſonderer Innig-

feit. Er stellt den Dorffriedhof so wie zu keiner anderen Zeit in den Mittelpunkt des Volksempfindens. Uns bedeutet derselbe eben mehr als eine bloße feierliche und prunkvolle Begräbnisstätte. Er ist uns eine zweite Heimat, die Heimat der Seele, in der wir uns eins wissen mit den dahingegangenen Lieben.

Ja, ein wirkliches Stück Heimat bildet der Dorffriedhof, das geheiligt ist durch die Liebe und das Gebet aller zur Pfarr- und Dorfgemeinschaft gehörenden Familien. So ein Dorfkirchhof erscheint nicht trostlos verlassen wie die weiten Totenfelder der großen Städte. Dort liegen unzählige Toten alle nebeneinander, die sich im Leben nie gekannt haben. Viele gehen daran vorüber, aber niemand kennt sie; denn es sind Fremde. Wie ganz anders aber ist es daheim auf dem kleinen Dorfkirchhof! Stirbt einer im Dorfe und wird hier begraben, so vergißt man ihn noch lange nicht. Er findet seinen Ruheplatz unter schlichtem Grabhügel in heimatlicher Erde neben alten Freunden, Bekannten und lieben Nachbarn. Jeder Dorfbewohner, der seine Schritte über den Gottesacker lenkt, weiß, wer in den mit Blumen und Kreuzen reich geschmückten Gräbern der Auferstehung entgegen schlummert. Er liest vielleicht die Namen an den Denksteinen und erinnert sich der darunter Ruhenden im stillen Gebet und liebenden Gedenken. Das kommt treffend zum Ausdruck in den Dichtervorten:

„Nur im Friedhof, fern alleine
Hab' ich manchen Freund erkannt,
Und bei einem Leichensteine
Fühlt' ich leise eine Hand!“

Wohl die meisten ehrwürdigen Dorffriedhöfe unserer Heimat liegen nach Jahrhunderte alter Sitte inmitten des Dorfes rings um die Kirche herum, so daß sie mit Recht Kirchhöfe genannt werden können. Eingeschlossen von einer dicken standfesten Mauer aus Bruch- und Sandsteinen, von denen einer die Jahreszahl 1614 aufweist, macht der stattliche Vorfumer Dorfkirchhof mit seinem massigen, stolzen Kirchturm den Eindruck einer ursprünglichen Wehranlage, worauf noch vorhandene Schießscharten an der Ostseite der Mauer hindeuten. Die frühere mächtige Linde, ein Wahrzeichen des Dorfes, fiel leider einem starken Sturme am Abend des 18. Oktober 1932 zum Opfer.

Seit Jahrhunderten finden hier im Schatten des schmucken Gotteshauses mit seinen altersgrauen Mauern viele Dorfgeschlechter ihre letzte Ruhestätte. An den Gräbern vorüber wird der junge Erdenbürger zur heiligen Taufe getragen. Kinderfüße trippeln durch die langen Gräberreihen, Kinderstimmen vom nahen Schulhose tragen täglich in die Nähe der Toten das lachende, blühende Leben hinein. An den Kreuzen vorüber zieht unter feierlichen Glockenklängen der Brautzug. Fröhliche Kirchengänger und festliche Pro-

zeffionen beleben, an den Sonn- und Festtagen besonders, den sonst stillen Friedhof, wo dann Festlieder und Jubelgesänge über die Gräber wehen. Das schildert vortrefflich A. Stöber in den Versen:

„Friedlich Dorf, nach alter Sitte,
Hast du noch dein Kirchlein stehn
In des stillen Hofes Mitte,
Wo zur Ruh die Toten gehn.

Dörflein, deine Kirch' umkränzet
Grün des Friedhofs ernst Geheg',
Und der Totenacker grenzet
Hart an deinen Lebensweg.

Sonntags waltet die Gemeinde
Beim Geläute dort hinaus;
Zwischen Kreuz und Leichensteine
Zieht die Schar ins Gotteshaus.

Wenn in deine Fest' und Freuden
Oft ein Sterbgedanke bricht,
So verklärt sich auch dein Leiden
In des ew'gen Glaubens-Licht!“



Zwischen den vielen einförmigen neuzeitlichen Denkmälern auf dem Vorsumer Dorfkirchhofe, ebenso wie auf dem in Algermissen und Lühdde, befinden sich noch mehrere alte kunstvolle Grabsteine aus der Mitte und dem Ende des 18. Jahrhunderts. Aus ihnen spricht in deutlicher Form die glaubensstarke Hinwendung unserer Ahnen an den göttlichen Erlöser, wovon die eingemeißelten Zeichen und Inschriften künden.

Der Steinmetz war ein Künstler in seiner Art, der jedem Gedenkstein ein eigenes Gepräge zu geben wußte. Er muß in Algermissen oder Vorsum seinen Wohnsitz gehabt haben. So sehen wir auf einem Grabstein von 1763, einem Heinrich Schradt gesetzt, eine Immaculata, die der auf einem Bilde vom Seitenaltar der Kirche in Algermissen getreu nachgebildet

Alter Grabstein auf dem Vorsumer Friedhof.

ist. — Der Grabstein für die Frau des Altaristen Vettems, geborene Brandis, aus Nachsum, die auf dem Vorsumer Friedhofe ihre Ruhestätte fand, stammt aus dem Jahre 1748. Auf der einen Seite des Steines sieht man unter dem Kreuze 7 Kinder und zwar zur Linken des Kreuzes eines und zur Rechten sechs, anscheinend geschieden in Knaben und Mädchen. Die Rückseite zeigt reiche Skulpturen: über der heiligen Familie den Heiligen Geist in Gestalt einer Taube, rings umgeben von den heiligen fünf Wunden, die durch blutende Hände und Füße und ein blutendes Herz dargestellt sind. Am Fußende des Steines befindet sich links ein Totenkopf und rechts eine Totenuhr. — Der Gedenkstein einer Frau Rauteberg aus dem Jahre 1692 weist unter dem Kreuze 12 Kinder auf. Die Rückseite schmückt eine ausdrucksvolle Pieta. — An der nördlichen Kirchenmauer erblickt man das Grabmal eines Geistlichen, des Pfarrers Michael Gerard Wichard der von 1761—1779 Seelsorger in Vorsum war. Über einem fein ausgearbeiteten Sockel, der die Schrifttafel trägt, sieht man, wie auf einem Säulenkapitell aufgestellt, einen trapezförmigen Stein. Dieser zeigt in erhabener Arbeit einen Geistlichen im Ornat, der in tiefe Andacht versunken vor dem Kruzifix kniet. Die obere, kurze Parallele trägt Birett und Stola, die untere längere einen Totenkopf über zwei gekreuzten Knochen. — An der Nordwand des Wehrturmes, der, wenigstens in seinem massiven Unterbau aus dem Jahre 1499 stammt, ist einem anderen Seelsorger der Gemeinde, dem aus der Sülte in Hildesheim hervorgegangenen Augustinermönch Petrus Brandt (Pfarrer in Vorsum von 1740 bis 1749) ein Gedenkstein errichtet. In mehr als Lebensgröße steht der würdige Pfarrherr mit vollem, rundem Gesicht, das von Locken umrahmt ist, vor uns. Die Rechte hält Kelch und Hostie, die Linke das Meßbuch. Zwischen den Füßen erscheint am Ende der Soutane das Wappen des Pfarrherrn, ein Hahn, der das Sinnbild der Wachsamkeit ist. Am oberen und am unteren Ende des Wappenschildes finden sich je einmal die Buchstaben P. B.¹⁾ —

Die Grabsteine der späteren Zeit reichen in ihrer künstlerischen Gestaltung an die alten bei weitem nicht heran. Doch sind daran einige Inschriften wegen ihres gemütvollen Inhaltes und ihrer abgerundeten Form lesenswert.

So steht auf dem Grabstein des Lehrer Heinrich Knieke (1861—1885):

Früh rief Gott den Lehrer ab,
 All sein Wirken, sein Bemühen,
 Sein Belehren und Erziehen
 Endet hier am stillen Grab!
 Doch des Lebens edle Taten,
 Deine schönen reichen Saaten
 Werden nimmer untergeh'n,
 Bis wir alle aufersteh'n!

¹⁾ Schiel in „Lug' ins Land“, 1925.

Ein trauernder Gatte schreibt 1901 seiner früh verstorbenen Frau auf den Grabstein:

Die Gattin in der Blüte ihrer Jahre
 sank gleich dem lieben Kinde auf die Bahre.
 Sie, die den holden Liebling mir gebär,
 die auf der Erde alles für mich war,
 sie ruht nun sanft in diesem stillen Grabe.
 An ihrer Seite schläft der Knabe.
 Die Unvergessliche wird nun zu Staube;
 ach, meinen Schmerz besänftigt nur der Glaube!“

Auf dem alten Kirchhof in Algermissen wurden auch die Katholiken aus Lühnde begraben. Das zeigt ein Grabstein mit folgender Inschrift:

„Gertrudt Jesfording H. Sieberti Bruns Bogten zu Lühnde Ehe-
 liebste ist Anno 1646 den 3. July geboren im Ehestand 2 Kinder
 Heinrich und Hennig gezeuget Anno 1700 am 12. August Nachts 1 Uhr
 im Herrn entschlafen.“

Beim Tode dieser Frau war ihr jüngster Sohn noch ein Wickelkind, was uns die Vorderansicht des Steines deutlich vor Augen führt. Wir sehen nämlich die ganze Familie mit der Verstorbenen unter dem Kreuz versammelt. Die vierte Person, ein Knäblein, liegt in einer Wiege, die neben den männlichen Personen aufgestellt ist. Auf der Rückseite tritt uns in großen Buchstaben das „Memento mori“ entgegen.

Ein weiteres Denkmal gibt uns eine kurze Familienchronik durch Wort und Bild. So ist auf der Vorderseite zu lesen:

„Diderich Ernst geboren den 8. Juni 1670 von Hans Ernst und
 Anna Algermissen zu Kleinen Algermissen der Capellen daselbst
 37 jähriger Altarmann gestorben den 8. April 1730 verhehlicht an
 Marien Grothen den 8. July 1694 deren beyder Seelen ruhen in
 Frieden. Amen.“

Über der Schrift und unter dem Bilde des Gekreuzigten stehen acht Personen, die der Größe nach von außen nach innen aufgruppiert, die ganze Familie darstellen sollen. Vater und Mutter stehen links und rechts außen, sind am größten und über dem Kopfe je mit einem Bogen gekennzeichnet. Dem Vater schließen sich die Söhne, der Mutter die Töchter nach innen an. Mithin können wir ohne weiteres behaupten, daß aus der Ehe dieser Toten 6 Kinder, nämlich 4 Söhne und 2 Töchter hervorgingen.

Die Bestätigung für die Auslegung gibt uns wiederum ein anderer Grabstein, der ebenfalls in gleicher Art elf Personen zeigt und auch noch buchstäblich die Namen der neun Kinder angibt. Während auf der vorerwähnten Platte sämtliche Personen den Blick nach vorne richten, blicken

hier alle voll Ehrfurcht zum Kreuze empor. Einen Denkstein schmückt das Bild der heiligen Dreifaltigkeit auf den Wolken des Himmels. Unterhalb des Bildes steht in einer Nische eine männliche Figur, die zweifellos den Verstorbenen vorstellen soll und zum wahren Gott in drei Personen betet:

„MEIN SEEL DURSTET NACH DEN STARKEN LEBENDIGEN GOTT WAN SOLL ICH KOMMEN UND FÜR DEN ANGESICHT GOTTES ERSCHEINEN. PSALM 41 V2. JESU MICH HELFT DAS LEYDEN DEIN ZUR STUN DES LETZTEN ATEM MEIN DAS BITTE ICH VOR MEINEN TODT WAN LIEGE ICH IN LETZTER NOTH.“

Es handelt sich um den Grabstein eines Sohnes aus der Familie Diderich Ernst. Auf der Kehrseite dieser Tafel sehen wir Christus am Elberge. Hahn, Hammer, Nägel, Kleid mit Würfel, Geißelsäule mit Geißeln, Dornenkrone, Kelch und Kreuzesbaum versinnbildlichen uns den Leidensweg des Herrn. Die Inschrift dieser Seite lautet:

„CRISTOPH ERNST JUNGER GESELL UND SOHN DES DIDERICH ERNST ALTARMANN AUS KLEIN ALGERMISSEN UND MARIEN GROTHEN 29 JAHRE ALT STARB D 30 MÄRZ 1742 DESSEN CÖRPER ZUR AUFERSTEHUNG RUHET AMEN.“

Auch der Grabstein der Mutter des Verstorbenen, der Frau Ernst, ist uns noch erhalten. Sie starb 64 Jahre alt am 14. August 1739. Ein Teil der noch leserlichen Inschrift heißt:

MARIA GROTHEN AUS KLEINEN ALGERMISSEN 45 JAHRE ACKER UND EHEFRAU DESSEN ALTARMANN DIRK ERNST DASELBST.

Selbst in unmittelbarer Nähe fanden unsere Vorfahren den Schmuck für die Denksteine ihrer Toten. Auf der Rückseite hat die Hand des Bildhauers die derzeit erst neuerbauete Algermissener Pfarrkirche mit Kirchen- und Kapellenpatron, dem heiligen Matthäus und dem heiligen Mauritius, im Bilde dargestellt.

Unter all den herrlichen Denkmälern finden wir noch ein recht interessantes, das sich aber von den alten an Bauart stark unterscheidet. Es ist pyramidenförmig und auch wohl zirka hundert Jahre jünger. Um den oberen Teil des Denkmals sehen wir ein Seil spiralförmig geschlungen in Stein gehauen, der uns an den Beruf des Toten erinnert. Selbiger

GEBOHREN IN LÜNDE DEN 13TEN FEBRUAR 1743 UND ALLDORT DEN 16TEN APRIL 1788 GESTORBEN.

war nämlich von Beruf Seiltänzer und Gleichgewichtskünstler.

DIESES DENKMAL LIESS IHM SEIN UNIVERSAL-ERBE SETZEN.

Die nachstehende Inschrift zeugt von der Berühmtheit des Verstorbenen in damaliger Zeit:

JOSEPH BRUNS AUS LÜNDE IN DEUTSCHLAND, FRANKREICH, SPANIEN, PORTUGAL UND ANDEREN LENDERN BERÜMTER DRAT TÄNZER UND AEQUILIBRIST.

Alle diese schönen alten Grabsteine haben eine doppelte Bedeutung: eine mehr historische, insofern uns schlichte Daten ins Gedächtnis gerufen werden und eine tiefere, symbolische. Heiß hingen unsere Ahnen an ihrem Glauben; heute noch treten die alten Grabmäler mit Wort und Bild dem Besucher des Friedhofes entgegen und ermahnen und belehren und unterweisen ihn stets aufs neue. (W. G.)

Daraus erwächst für die Lebenden eine große und heilige Verpflichtung. Die Ehrfurcht und Dankbarkeit gegen unsere Vorfahren erfordert, ihnen eine würdige Ruhestätte zu schaffen. Der Zustand eines dörflichen Gottesackers ist darum nach einem Wort von Joseph Weigert „ein Gradmesser für die Gemütsart und Kulturstufe der Bewohner“. So war und ist es auch heute noch in den Dörfern des Stifts Hildesheim gute alte Sitte, mit dem regsten Eifer die Gräber der Verstorbenen liebevoll zu pflegen und den Kirchhof das ganze Jahr hindurch in einem entsprechenden Zustande zu erhalten. Sobald im zeitigen Frühjahr die Witterung es erlaubt, beginnt darauf ein gar emsiges Leben und Schaffen. Viele fleißige Frauen- und Kinderhände sind damit beschäftigt, die Gräber ihrer lieben Angehörigen zu reinigen und sie mit bunten Stiefmütterchen und blauen Vergißmeinnicht zu bepflanzen. Am Ostermorgen steht dann der Friedhof in seinem ersten Frühlings Schmuck prächtig da. Zu Beginn des Sommers erhält derselbe einen neuen reichen Blumenflor von Geranien, Begonien, Fuchsen, Lobelien und frühen Asten. Auch Buschrosen werden gern als Grabblumen verwandt, wie es im Volkslied heißt:

„Sterben ist eine harte Nuß,
Weiß wohl, daß ich sterben muß,
Und ein Röslein, rosenrot,
Pflanzt mein Schatz nach meinem Tod.“

Weiter trifft man Gräber mit Lilien, wovon das Volkslied singt:

„Drei Lilien, drei Lilien,
Die pflanzt' ich auf ein Grab,
Da kam ein stolzer Reiter
Und brach sie ab.

Ach Reitersmann, ach Reitersmann,
Laß doch die Lilien steh'n!
Die soll ja mein Feinsliebchen
Noch einmal seh'n!“

Als immergrüne Einfassung mancher Gräber dient Efeu. Er ist ein Sinnbild der unsterblichen Seele, wie es in dem Gedicht von Krummacher zum Ausdruck gebracht wird:

„Efeu, Efeu, Wintergrün!
Unverwelflich Leben,
Was dir die Natur verliehn,
Warum ward's gegeben?
Sieh, es starb der Hain, die Flur,
Efeu spricht: Sie schlummert nur!“

Der herannahende Allerseelentag gibt dann zum letztenmal im scheiden-
den Jahr Anlaß, den Friedhof sinnvoll zu schmücken. Schon Tage vorher
herrscht darauf ein stetes Kommen und Gehen. Weiße Winterastern werden
auf die Grabhügel gepflanzt, Kränze und Kreuze, in liebevollem Gedenken
gebunden, darauf gelegt.

„Und auf dem Friedhof sich die Hände regen.
Da eifert arm und reich heut im Verein,
Den Teuren, die zum Frieden gingen ein,
Ein Liebeszeichen auf die Gruft zu legen.
Wie sind die Totengaben doch so sinnig.
Es spricht der Kranz von Liebe ohne Ende;
Von Glaub' und Hoffnung Kreuz und Blumen innig.
Die Abendglocke tönt; still wird's gemacht.
Über den Gräbern falten sich die Hände;
Denn morgen ist ja Allerseelentag.“

(Wilhelm Ruland.)

Wohl nie gewährt der Dorfkirchhof einen so stimmungsvollen Anblick
wie am Nachmittag dieses großen Gedenktages der Toten. In den frühen
Dämmerstunden erstrahlen die blumengeschmückten Grabhügel in dem milden,
trauten Schein brennender Kerzen, die treue Fürsorge darauf angezündet hat.
Das schildern die Verse:

„Kerzenflämmchen von den Gräbern schimmern,
Sanft bewegt vom Abendwind sie flimmern,
Und ein Fleh'n
Für die Lieben,
Die in Läuterungspeinen schmachten drüben,
Stille Väter an den Hügeln steh'n.“

So ist und bleibt der Kirchhof tief im Dorfgemeinschaftsleben fest ver-
ankert. Ein reiches, sinnvolles Brauchtum steht mit ihm im Zusammenhange.
Als stete Mahnung ruft er den Dorfbewohnern zu:

„An zwei Äcker magst du denken:
 Einen nur bestellest du!
 In den andern wird dich senken
 Gottes Vaterhand zur Ruh.
 Also magst du heut und morgen
 Für ein gutes Saatkorn sorgen.

(Fr. Rückert.)

„Bist ja unser Schutzpatron!“

Kirchenpatronatsfeiern in den Stiftsdörfern.

Auf Allerseelen folgt im Totenmonat November noch eine Reihe bekannter Heiligtage. Sie sind wie Martini zum großen Teil die Kirchenpatronatsfeste in verschiedenen Pfarrgemeinden des Stifts Hildesheim. Seit altersher bilden diese hier neben Weihnachten, Ostern, Pfingsten und Fronleichnam die volkstümlichsten kirchlichen Feiertage.

Schon Jahrhunderte hindurch werden sie alljährlich festlich begangen. Ihre Entstehung reicht sicher in die germanische Frühzeit zurück. Damals verehrte man im Umkreise einer festen Siedlung eine besonders bestimmte Gottheit als Schutzpatron von Haus, Hof und Herd. An die Stelle dieser ursprünglichen germanischen Göttergestalten setzte dann später die Kirche ihre Helden und Heiligen. Jede neu errichtete Kirche wurde einem Heiligen geweiht, der zugleich als Schutzpatron des ganzen Ortes galt, und dessen Tag sich gar bald immer mehr zu einem erhebenden Gemeindefeste gestaltete.

Die vielen Feste! ruft man vielleicht verwundert aus, wenn der alten Zeit gedacht wird. Ja, es waren viele, das Volk aber wurde doch nicht müde, sie Jahr für Jahr zu feiern. Weltlicher Gebrauch mischte sich mit der Feier religiöser Geheimnisse und machte dem Bauer die heiligen Zeiten und Feste doppelt lieb und willkommen. Das war besonders bei den Kirchenpatronats Tagen der Fall. Diese haben sich gerade in jüngster Zeit wieder zu rechten Familien- und Heimatfesten entwickelt. Keine Mühe wird gescheut, um an diesem Tage edelste Gastfreundschaft und echte Gemeinschaftsgesinnung zu betätigen. Da gibt es wohl kaum eine Familie im Dorf, die nicht Besuch hat von lieben Verwandten und Bekannten. Diese folgen der Einladung gern und eilen von nah und fern hin nach dem Orte, wo sie als Kind gespielt, als Jüngling und Jungfrau gejubelt, als Mann und Frau geschafft und gewirkt haben.

Die altehrwürdige Dorfkirche hat zur Feier des Tages ein ganz besonders festliches Gewand angelegt. Schon die Frühmesse vereinigt die ganze Pfarrgemeinde als eine große Familie an der Kommunionbank. Im feierlichen Levitenamt aber sitzen und stehen die Gläubigen dicht gedrängt, Kopf an Kopf im überfüllten Gotteshause, um der Feier des heiligen Opfers andächtig beizuwohnen und die Festpredigt des „Kapzöiners“, so nennt man im Dorf allgemein einen Klosterpater, zu lauschen. Im trauten Familienkreise nehmen nach beendigtem Gottesdienst alle gemeinsam teil an den frohen Festtagsfreuden. Sie sprechen von seligen Kindheitserinnerungen, suchen am Nachmittage die stillen Grabhügel ihrer längst verstorbenen Eltern, Freunde oder Angehörigen auf, und die Gäste kehren abends, mit Kuchenpaketen reich beladen, heim an den Ort ihrer Wirksamkeit. Schon jetzt laden die Abschiednehmenden ihre freundlichen Gastgeber wieder ein zum eigenen Patronatstage, um den Dank abzustatten für die erwiesene Gastfreundschaft.

Als erster volkstümlich bekannter Heiligkeitag folgt unmittelbar auf Allerseelen am 3. November das Fest des heiligen Hubertus. Er wird als Schutzpatron der Jäger hoch verehrt. Anlaß dazu hat die Legende gegeben, die von ihm berichtet, und von der es in einem alten, im Volke entstandenen Liede heißt:

„Hubertus in dem Busche stand,
seine Flinte tät er laden:
Jäger, lad' und schieße drein;
denn es muß geschossen sein,
meine Büchse, die muß knallen.

Ach Hirschlein, liebes Hirschlein mein,
was trägst du auf deinem Haupte?“
„Was ich auf meinem Haupte trag',
das darf ich schon jemand sag'n:
Jesus Christus an dem Kreuze.“

Da tät der fromme Jägersmann
sein Haupt zur Erde neigen:
Nun schieß' ich kein Hirschlein mehr,
sag' dem grünen Wald Ade!
Ins Kloster will ich gehen.“ —

Geweih't ist dem heiligen Hubertus die Pfarrkirche auf dem Wohldeberge. Nicht weit davon entfernt liegt beim Jägerhause im Hainberge die Hubertuskapelle, wo seit 1934 alljährlich das Reichsjägertreffen stattfindet.

Dem Martinsfeste schließt sich am 12. November der Tag des heiligen Kunibert an, der in Sorsum als Kirchenpatronatsfest gefeiert wird. Das Elternhaus dieses heiligen Bischofs stand an der oberen Mosel. Zur Zeit der Merowinger kam er zunächst an den fränkischen Königshof in Metz. Die Zustände am Königshofe aber verleiteten ihm die höfische Laufbahn. Er wandte sich nach Trier, wurde zum Priester geweiht und kaum 30 Jahre alt, zum Bischof von Köln gewählt. Von hier aus suchte er mit größtem Eifer das Christentum bei den Friesen und Sachsen zu verbreiten. Für die Sachsenmission erwarb Kunibert mehrere Hufen Landes in Ovest. Als besonderer Verehrer des heiligen Martinus sind ihm die Gründungen der Martinuskapellen in Dortmund und Geseke zuzuschreiben. Doch gelang es bis zu seinem im Jahre 663 erfolgten Tode wegen der Feindschaft der Sachsen nicht, dort größere Fortschritte zu erreichen. Das blieb Karl dem Großen vorbehalten. Unter dessen Herrschaft wurde der ursprüngliche Ort Stöckum, an den noch die Flurbezeichnung „Stöckumer Kamp“ in der Sorsumer Feldflur erinnert, zerstört und dafür das neue Dorf Sorsum planmäßig angelegt. Diese fränkische Gründung erklärt die Tatsache, daß Kunibert Patron der Kirche wurde, was geschehen sein kann in Erinnerung an die Bemühungen dieses heiligen Bischofs, schon zu seiner Zeit das Christentum im Sachsenlande einzuführen.

Weiter begeht am 22. November die Gemeinde Harsum ihren Cäcilientag. Der Schutzpatronin für die edle Kunst der Kirchenmusik zum Preise hallt es dann in wuchtigen Afforden durch die große Harsumer Dorfkirche: „Cäcilia, die Jungfrau zart, eine Römerin von edler Art, wie hoch zu preisen, ist wohl zu weisen, auch wohl zu merken aus ihren Werken.“ „Es war St. Katharina von kaiserlichem Blut, voll Weisheit und Doktrina, sehr reich an Ehr und Gut“, so singt man weiter in Asel und Bettmar am 25. November. Nach der Legende wurde die Heilige gerädert, wobei jedoch das Rad zerbrach. Die Gemeinde Asel führt darum ein zerbrochenes Wagenrad in ihrem Wappen. Den Reigen der November-Schutzpatrone beschließt der St. Andreasstag in Hasede, wo dem Apostel zu Ehren das Lied erklingt:

„Als St. Andreas hört' die Lehr',
daß Jesus das Lamm Gottes wär,
das wegnimmt alle Sünd' der Welt,
bei Jesus er sich bald einstellt.“

„Es weihnachtet sehr“

Sitten und Gebräuche im Advent.

Unmittelbar vor oder nach dem St. Andreastage läuten durch die Stille und das Dunkel der Winterabende die Glocken vom Dorffkirchturm die trauten Adventswochen ein. Ihr Kommen erfüllt jedes Jahr immer wieder unser Herz mit kindheitsfeller Erwartung und froh beglückender Erinnerung. Der Duft der Adventskränze erfüllt die Wohnungen, Adventskronen schmücken die Stuben, Adventskerzen schimmern auf, und die uralten Adventsgesänge erklingen, wie:

„O Heiland reiß die Himmel auf,
Herab, herab vom Himmel lauf!
Reiß ab vom Himmel Tor und Thür,
Reiß ab, wo Schloß und Kiegel für!“

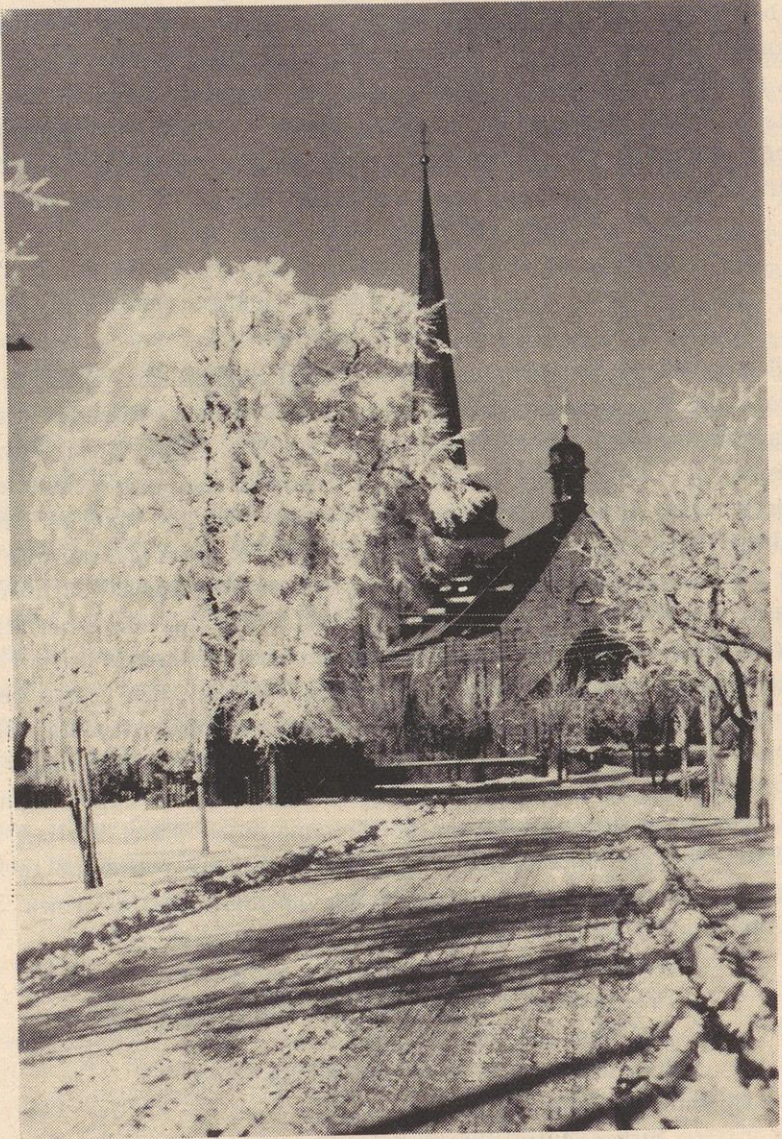
Von besonderen Tagen in der Adventszeit ist zunächst das Fest der heiligen Barbara am 4. Dezember zu erwähnen. Die Artillerie verehrt sie als ihre Schutzpatronin. Gern schneidet man an diesem Tage einige Reiser vom Kirschbaum ab und stellt sie in eine mit frischem Wasser gefüllte Blumenvase in der warmen Stube auf. Dann schwellen die Knospen, und am heiligen Christfeste stehen die Zweiglein in voller Blüte. Als guter Freund und Liebhaber der Kinder gilt auch heute noch in unsern katholischen Stiftsdörfern allgemein der heilige Bischof Nikolaus, dessen Fest am 6. Dezember als Kirchenpatronatstag in Driespenstedt, Machsum und Ottbergen gefeiert wird. Erwartungsvoll sehen die Kinder seinem Tage entgegen. Er kommt doch zu ihnen mit allerlei schönen Gaben. Der eigentliche Bescherungstag aber ist hier der „Heilige Abend“. St. Nikolaus teilt mehr „Äpfel, Nüsse und Mandelfern“ aus und nimmt als treuer Vote das Christkinds Bestellungen entgegen. Die bösen und unartigen Kinder bekommen die Rute. Vielsach ist es noch Sitte, daß sich junge Burschen verkleiden und dann von Haus zu Haus ziehen, wo kleine Kinder sind. Diese stellen am Vorabende oft einen Teller oder Schuh in die Fensterbank und beten:

„Lieber, heil'ger Nikolaus,
Wir stellen dir unsre Schuhe hinaus,
Leg' uns doch was Schönes rein,
Wir wollen auch brav und fleißig sein!“

Wieder ein anderer Reim lautet:

„Lieber, guter Nikolaus
Komm' doch in unser Haus,

Packe deine Taschen aus,
Stell den Schimmel unterm Tisch,
Daß er Heu und Hafer frißt.
Heu und Hafer frißt er nicht,
Zuckerplätzchen kriegt er nicht!“



Dorfkirche im Advent.

Gern sängen auch die Kinder:

„Kommt der heilige Mann gezogen
Mit belad'nem Eselen,
O, dann sind wohl allenthalben
Froh die Kinder, groß und klein.
Mutter, heißt's dann, liebe Mutter,
O, bestell' den heil'gen Mann!
Wollen auch hübsch artig bleiben,
Daß der Heil'ge zu uns kann!“

Nicht unerwähnt soll hier ferner das sehr ansprechende von Otto Brau-
mann vertonte Lied bleiben:

„Heil'ger Bischof Nikolaus,
Gern gedenken dein die Armen
Seit du kommst in jedes Haus,
Dich des Hungers zu erbarmen,
Auch der Kleinen Leid zu lindern,
Teilest freundlich du den Kindern
Deine süßen Gaben aus,
Heil'ger Bischof Nikolaus!“

Neben dem Nikolausfeste ist weiter der St. Thomastag am 21. De-
zember von Bedeutung. Er galt früher ähnlich wie Martini als wichtiger
Terminstag, an welchem Abgaben verschiedenster Art entrichtet werden mußten.
Wohl in den meisten Dörfern unserer Heimat, so auch in Vorsum und
Algermissen, waren dann die sogenannten „Thomaspflichten“ fällig. Sie be-
standen in der Abgabe eines Brotes und einer Wurst seitens der kleinen
Bauern, die nur ein oder zwei Pferde hatten, während die größeren Bauern
zwei Brote und zwei Würste an die Pfarrei oder Kirche abzuliefern hatten.

„Zu Bethlehem geboren“ . . .

Ländliches Brauchtum zur Weihnachtszeit.

Nur wenige Tage trennen uns nach der Winter Sonnenwende am St.
Thomastage noch vom heiligen Weihnachtsfeste, das einen Höhepunkt des
ländlichen Brauchtums im Kreislauf des Jahres bringt. Allerlei Vorberei-
tungen werden dazu getroffen. Dem gründlichen Hausputz folgt das Kuchen-
backen. Wie zu jedem hohen Feste gibt es Weihnachten Platen- und Apfel-

fuchen in reicher Fülle. Aus dem Kuchenteig wurde früher auch ein „Bauernjunge“ geformt. Dicke Rosinen stellten Augen, Nase und Gesicht dar. Dieser „Bauernjunge“ kam am Christabend unten zwischen die Zweige des Christbaumes und blieb darin während der Festtage stehen. Als weiterer Christbaumschmuck dienten die „Zuckerdinge“. Diese stellte der Bäcker her. Aus einem entsprechenden Teig formte er große Herzen und Tiere aller Art, wie Hasen, Rehe, Hühner, Kühe und Schaukelpferde. Sie erhielten einen roten Anstrich und darauf Verzierungen aus weißem Zuckerguß. An ihre Stelle traten später bunte Glasfugeln und Glitterfram verschiedenster Art. Neben dem Christbaum, der wohl in keinem Hause fehlt, hat in den letzten Jahren auch die Aufstellung von Weihnachtskrippen mehr wie je zuvor Verbreitung gefunden.



Selbst gebastelte Krippe mit bekleideten Figuren
von Lehrer Bock, Algermissen.

Beim trauten Schein des brennenden Tannenbaumes findet, ähnlich wie früher am „Heiligen Abend“, die gemeinsame Bescherung statt. Vielfach herrscht noch die gute Sitte, daß im Anschluß daran das Weihnachtsevangeliem vorgelesen wird und der Hausherr die Litanei vom Namen Jesu vorbetet, wobei auch all die lieben, alten Weihnachtslieder erklingen. So gehen die paar Stunden bis Mitternacht schnell dahin. Da wird es allmählich auf den sonst stillen Dorfstraßen etwas lebendiger und lauter. Bald hier, bald dort knal-

len Schüsse von Feuerwerkskörpern und Pistolen durch das Dorf. Dieser Gebrauch geht bis in die germanische Urzeit zurück, wo man zur Zeit der Winter Sonnenwende durch solches Lärmen die bösen Geister in den Lüften zu bannen suchte. Gegen zwölf Uhr hebt vom Kirchturm das wunderselige Weihnachtsgeläut an und ruft die ganze Gemeinde zum feierlichen Engelauf in die hell erleuchtete Kirche.

Schon erstrahlen hier zu beiden Seiten des festlich mit Tannengrün und blühenden Alpenveilchen prächtig geschmückten Hochaltars zwei stattliche Tannenbäume im glänzenden Schein der brennenden Kerzen. Auf einem Nebenalтарь ist in gewohnter Weise recht stimmungsvoll die Weihnachtskrippe aufgebaut mit ihren trauten, der Gemeinde gleichsam ans Herz gewachsenen Figuren. Davor haben bereits die Ahnen und Urahnen gekniet, gebetet und gesungen.

Jetzt beginnt mit dem Glockenschlage zwölf die hochheilige Feierstunde, an deren würdiger Ausgestaltung sich in Algermüssen seit altersher die dortige Dorf-Musikkapelle hervorragend beteiligt. In brausenden Akkorden heben Orgel und Trompeten vereint an zum altehrwürdigen Choral: „Als ich bei meinen Schafen wacht.“ Dabei singen Männer und Frauen abwechselnd, gleichsam im Echo:

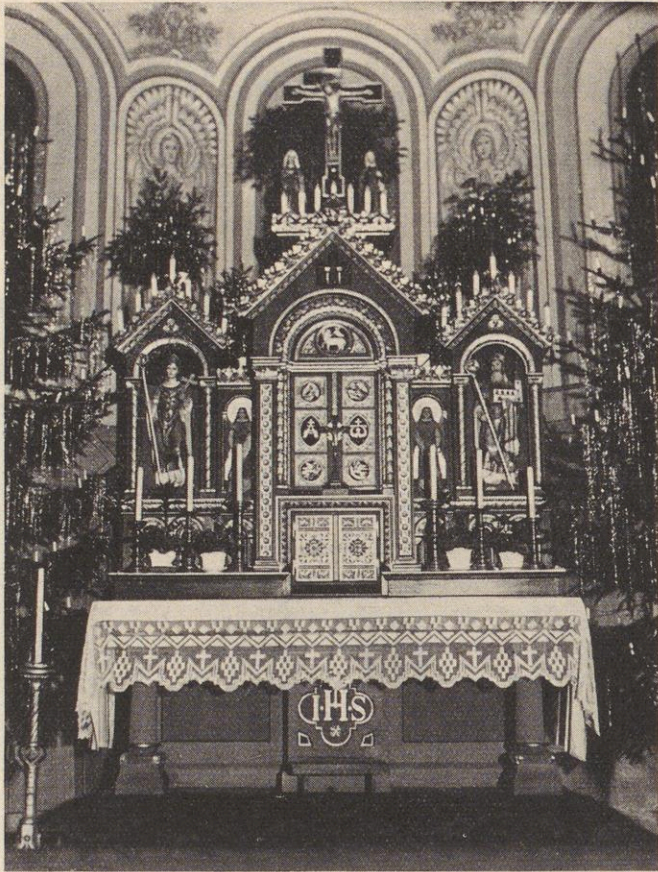
„Als ich bei meinen Schafen wacht’,
 Als ich bei meinen Schafen wacht’,
 Ein Engel mir gut Zeitung bracht’;
 Ein Engel mir gut Zeitung bracht’.
 Des bin ich froh.
 Bin ich froh,
 Froh, froh, froh,
 D, v, v.

Benedicamus domino!“

Von all den andern trauten Weihnachtsliedern wird auch heute noch wohl in den meisten Stiftsdörfern besonders gern gesungen:

„Ein Kindelein so löblich
 Ist uns geboren heute,
 Von einer Jungfrau säuberlich
 Zu Trost uns armen Leuten.
 Wär’ uns das Kindelein nicht gebor’n,
 So wär’n wir allzumal verlorn;
 Das Heil ist unser aller.
 Oja, du süßer Herr Jesu Christ,
 Daß du Mensch geboren bist,
 Behüt’ uns vor der Hölle!“

Eindrucksvoll und erhaben ist sicher der Weihnachtsgottesdienst in den großen Kirchen und Domen unserer Städte und Bischofsitze, schöner und wunderseliger aber bleibt nun einmal Weihnachten daheim im schlichten Dorfkirchlein.



Weihnachten in der Dorfkirche.

Nach dem Glauben und der Vorstellung unserer Ahnen sind in dieser „Weihenacht“ geheimnisvolle Kräfte am Werke. So legte früher der Bauer am Christabend gern ein Bund Heu draußen auf den Hof. Das war dann geweiht und wurde im Notfalle dem kranken Vieh zum Futter gegeben, wodurch dessen Heilung erfolgen sollte. Um die Mitternachtsstunde erhob sich auch das gesamte Vieh von seinem Lager. Vom jüngsten Kalb bis zur ältesten Kuh stand alles vor der Krippe, als wollten auch diese Tiere dem göttlichen Kinde ihre Huldigung darbringen.

Dieses Geheimnisvolle war allen folgenden Nächten bis zum Dreikönigstage zu eigen, die darum die zwölf heiligen Nächte genannt wurden. In dieser Zeit mußten verschiedene Arbeiten vollständig ruhen. So durfte nach altem Aberglauben vor allen Dingen im Hause nicht gewaschen werden. An der Wäscheleine würde sich sonst im Laufe des nächsten Jahres jemand aus der Familie aufhängen. Dagegen konnte das Schlachten in den zwölf heiligen Nächten ruhig geschehen. Dies hat sicher seinen Grund in der Tatsache, daß schon in der germanischen Frühzeit das Schwein als ein den Göttern geweihtes Tier galt. So hat ein altes gemütliches Sprüchlein auch heute noch recht, das so lautet:

„Wenn der Christmond dann das alte Jahr beschließt,
Und von der schweren Müh' uns etwas ruhen heißt,
So müssen wir ins Haus, die fetten Schweine schlachten,
Und durch geräuchertes Fleisch uns zu versorgen trachten.“

Auf der Schwelle vom alten zum neuen Jahre findet in vielen Kirchen nach alter Überlieferung, so unter andern in Vorsum und Algermissen, gewöhnlich am zweiten Weihnachtstage, zu Neujahr und am Dreikönigsfeste das Stundengebet vor dem ausgesetzten Allerheiligsten statt. Für die Teilnahme daran bekamen die Schulkinder in Algermissen früher aus einer besonderen Stiftung Backwerk geschenkt, wie runde Pfeffernüsse, die volkstümlich „Kermissen“ hießen.

In Vorsum nannte man ein ebenfalls in ähnlicher Weise für die Kinder bestimmtes Gebäck die „Adventstuten“. Ihrer Form nach waren es hier „Kuchenräder“ mit einem weißen Zuckerguß. Über die stiftungsgemäße Fundierung und Verteilung derselben gibt ein Bericht des Dechanten Krone vom 5. März 1868 eingehenden Aufschluß. Damals verlangte nämlich der Pastor Aue in Hönnersum nach erfolgtem Ausscheiden seiner selbständig gewordenen Gemeinde aus dem Pfarrverbande Vorsum weiteren Anteil der Hönnersumer Schulkinder an den „Adventstuten“. Dem aber konnte Dechant Krone mit Erfolg entgegentreten. Er legte in dem erwähnten Berichte dar, daß für die „Adventstuten“ im ganzen nur drei Reichstaler und 24 Groschen zur Verfügung ständen. Diese Geldmittel rühren von verschiedenen Stiftungen her. So kommt im Kirchenregister von 1719 folgende Ausgabe vor: „Den 23. Dezember für Weißbrod, so den Kindern in der Adventszeit ex fundatione ausgetheilt wird 1 Gulden, 3 Groschen, 3 Pfennige.“ Im Kirchenregister von 1737 heißt es: „Den 24. Mai in festo Pentecostes (Pfingsten) den anwesenden Kindern ex fundatione für weißbrötchen 3 Gulden.“ Dasselbe 1739: „Für weißbrodt ultima Dominica Paschalis (Osterzeit) 3 Gulden.“ Von der Foundation des Pastors Wichardt von 1779 heißt es in einem älteren Anniversarienverzeichnis: „Die Messe wird am Todestag, 13. Februar, ge-

lesen, nach der Messe erhalten die Schulkinder für 16 Groschen Zwieback. Wieder eine andere „Foundation“ stammt von dem am 4. Oktober 1795 verstorbenen Pastor Karl Doetsch. Aus dem von ihm der Kirche vermachten Legat von 100 Reichstalern sollen 24 Groschen für Zwieback verwandt werden, den die Schulkinder bekommen. Die Geldmittel aus diesen verschiedenen Stiftungen hat man wohl später vereinigt und dafür die „Adventstuten“ am ersten Adventssonntage in der Kirche verteilt, aber nur diejenigen Kinder haben davon erhalten, welche zugegen gewesen sind, schulpflichtige und nicht schulpflichtige, an abwesende ist nichts geschickt.“ „Weil ich vernahm, daß bei der Austheilung der Stuten in der Kirche manche Unordnungen vorgefallen seien“, so berichtet der Dechant weiter, „beschloß ich, dieselben in den einzelnen Schulen nach Maßgabe der Anzahl der Kinder zu vertheilen.“ Das geschah denn auch lange Jahre hindurch, bis infolge der Kriegs- und Nachkriegsverhältnisse die Stiftungen verfielen. Ein gleiches Schicksal erfuhr die Stiftungen der Dompropste von Mengersen und von Merode, aus deren Mitteln bedürftige Schulkinder in Algermissen zu Weihnachten neue Schuhe und in Vörsum Kleidungsstoffe erhielten.

Mit dem Feste der heiligen Dreikönige am 6. Januar schließt die gnadenbringende Weihnachtszeit ab. Noch einmal wird ihre wunderfelige Stimmung wach, wenn am Vorabende von sieben bis acht Uhr den drei Weisen zu Ehren die Glocken in drei Schauern das Fest einläuten und am Festtagmorgen im feierlichen Hochamt das uralte Lied gesungen wird:

„Es führt drei Könige Gottes Hand
durch einen Stern aus Morgenland,
zum Christkind nach Jerusalem
in einen Stall gen Bethlehem.
Gott führ' uns auch zu diesem Kind
und mach aus uns dein Hofgesind!“

Als weit bekannter volkstümlicher Gebrauch, der zu dem Dreikönigstage in enger Beziehung steht, lebte während der letzten Jahre die frühere alte Sitte des „Dreikönigs-Singens“ bei Umzügen durch die Dörfer wieder auf. Schon in der Adventszeit wird damit begonnen. Dann ziehen gewöhnlich von der nahen Stadt Hildesheim aus vier Männer verkleidet von Haus zu Haus. Drei von ihnen stellen die Weisen und einer den König Herodes dar. Sie führen an einer kurzen Stange einen großen hölzernen Stern mit sich, in dessen Innern eine Weihnachtskrippe angebracht ist, vor der zwei Kerzen brennen. Sobald die Dämmerstunden herankommen, begeben sie sich auf ihre „Heischzüge“. Gern gibt man ihnen überall für ihr Singen bereitwillig eine Gabe, entweder eine kleine Wurst oder ein entsprechendes Geldstück. Fein eingüßbt, erklingt beim Betreten des Hauses gleich auf dem Flur ihr Lied:

„Wir sind die drei Weisen aus dem Morgenland,
Die Sonne hat uns so schwarz gebrannt,
Wir kamen vor Herodes' Tür.

Herodes sprach: „Wer ist dafür?“

„Wir sind die drei Weisen aus dem Morgenland,
Die Sonne hat uns so schwarz gebrannt!“

Herodes sprach mit falschem Sinn:

„Wo wollt ihr drei Weisen hin?“

„Wir wollen nach Bethlehem, der Davids Stadt,
Wo Maria ein Kind geboren hat!“

„Was hat sie geboren?“

„Ein Kindelein, das ist das allerliebste Jesulein!“

Nach diesen beiden Strophen tritt der Darsteller des Herodes mit gezücktem Säbel hervor und spricht laut:

„Ich bin der König Herodes und wollte das Kindelein töten. Doch die Hand des Herrn war stärker als ich. Sie hat mich überwunden und ließ das Kind mit Joseph und Maria nach Ägypten ziehen. Darum laßt uns noch ein Loblied singen:

„Wir haben gesungen mit voller Andacht,
Und wünschen der Herrschaft eine sehr gute Nacht.
Wir wünschen der Herrschaft einen gold'nen Tisch
Und an den vier Ecken einen gebratenen Fisch.
Wir wünschen dem Herrn zwei goldene Schimmel,
Darauf er reiten kann in den Himmel.
Wir wünschen der Hausfrau einen gold'nen Wagen,
Worauf sie kann in den Himmel fahr'n.
Wir wünschen der Tochter ein gold'nes Lamm
Und einen sehr hübschen Bräutigam.
Wir wünschen dem Sohne ein gold'nes Haus
Und recht bald eine schwerreiche Braut!

Silvesteroamd in Därpe.

Wue hille gaht dai Töit doch henn! All wier is ett Silvester 'e wuorn.
An düssen lesten Doage in eoln Joahre rackert man seck in iusen Därpen nich
sau aff wöi süß. Datt daet eok goarnich mäir greot neudig. Butten in Felle
sind dai masten Soatfuhren 'e pläuet. Watt gisst ett doa noch viel tau
arban? Mit Döschén, Hacketsnöiden, Meßfeuhrn un Holsthacken wierd de

forten Doage iutesfüllt. Sau kummt ett an Silvester uppen poar Stunnen freuher Föieroamd wirklich nich an. Eeof vorre Friusluie is ett huite en betten lichtfeuriger. Groot roanemafet hett 'se ierst upp Wöihnachten. Freutöitig ward doarumme dai Hiuserbat fertig. Glöif noan Dambreve teiet seck alle taun Iutgoahn an. Dai jungen Bengels un Mannsluie dräpet seck in Krauge. Dat Enne von'nen eoln Joahre mott doch vordlich begeoten wiern! Vorr söine Gäste giff'te Kräuger en betten Heringsoloat un 'en Gloas Punsch taun Besten. Proppeteyull sitt'e Gaststube. Eigen Klocke twölwe stöiget viele uppe Stähle un springet noan lesten Klockenloage int nöie Joahr. Niu gaht butten uppen Stroaten en „Heidenspeftafel“ an. Ett ward 'e scheoten un gigenstötig „Prosit Neujahr“ tauheraupen.

Von düssen Hoahnenjükel hört un seiht de öllern Luie nich mäir viel. Sei blöiwet an Silvesteroamd in Hiuse un goaht rechtötig int Bedde. Sau sitt huite Damd uppen freuheren Steinshowwe in Lüttjen Algermissen eof dai eole Biurmester Berg Faller allöine hinnern warmen Com inner grooten Stium. Hei denket taurügge an freuhere Töien. Doa gaht'e Hiusedür, un'ne rin kummt söin leuwe Fründ un Noaber Christoffel Blesmann.

„Schön giuen Damd!“ „Danke eof!“ „Sau alläine? Eck dachtet meck woll. Böi ösch is eof alles iutesleogen.“ „Joa, Minsche, datt is niu moal sau. Doa künnt wöi Eoln nicks anne ännern. Dai Jugend fäult seck nich mäir mollig in Hiuse un kann doa ganz un goarnich hechten. Sei motte riut un rummesämern. Je duller ett hergaht, desto beter hett 'se seck ammesbiert. Wue is datt doch alles anners 'e wuorn gigen iuse Jugendtöit. Wei freuen ösch ümmer upp dai stillen Stunnen Winterdoagsdoams inner Stium. An Silvesteroamde wuord dai Christbeom annesticket un denn iestemoal iuten Gefangbaufe sungen unne bäet. Giern lass de Here sülms en Kapitel iuter Heiligen Schrift eoder 'ne Litanei vorr. Upper Complatte smurn underdessen dai Puttappels. Sei smecken ösch ümmer ganz bannig. Dai Friue harre denn eof noch en betten Kasse uppegeoten. Doatau gaff ett dai lesten Stremmeln vonnen Wöihnachtskaufen. Alle wüern doaböi jeelenvergnuigt.“

„Diu heft recht, Berg, datt was doch noch 'en anner Warf wei huite. Doatau könn man noch Familienliem seggen. Wue schön hett ett in dain Gefange „Heb' an, mein lieber Afersmann“, doareober:

„Im Winter, wann der Schnee einfällt,
Und uns der Nord bringt Frost und Kält,
Zu Haus wir uns erlaben,
Bei den Ofen wir uns setzen
Und ergötzen mit den Gaben,
So wir von der Arbeit haben.“

Sau gung dai Silversteroamd immer in aller Ruhe un Stille heen. Dai Mäkens güten twischendür eck giern moal Blöi. Allerhand Figiurn feimen denn taustanne. Düsse wöisen Glück eoder Unglück in nöien Joahre an. Böier smetten dai Mäkens oft en Schau eobern Kopp noa hinnen. Lach den'ne dai Schau mitter Spitze gigen'e Dür; denn fröie datt Mäken noch in nöien Joahre. Kamm oaber döi Schau mitten Absätze gigen'e Dür; denn harre ett noch en betten Böile doamidde. Böin Smöiten wuord dai Bers 'e sproken:

„Schauh iut, Schauh in,
Wue eck eobert Joahr woll bin?“

„Joa, joa, Christoffel, datt wasse moal! Loat ösch Eoln moal nich mäir söin; denn weit'er nemd mäir watt von. Wer kennt huite noch dat schöne Nöijoahrsingen? Bett tau söinen Dese leit seck datt dai eole Nachtwächter Ernst Kofffahr nich niem. In jeder Nöijoahrsnacht gung hei mitter Friue Klocke twölwe dürt Därp. Uppen Höwwen sungen 'se unnern Fenstern tausammen:

„Es ist nunmehr die alte Zeit
Durch Gottes Gnad vergangen.
Drum wollen wir aus Dankbarkeit
Mit unserm Gott anfangen,
Daß er in diesem neuen Jahr
Sein auserwähltes Volk bewahr
Vor allen Unglücksfällen.
Gott, der du unser Schirmher bist,
Sieh an des Satans Macht und List,
Behüt' uns vor der Hölle!“

Oftmals stimme ühr Singen nich sau recht eoberein. Doch datt schoa nicks. Ett briuket doch nich alles heohe Kunst tau söin. Uppe Gefinnunge kummt ett an, un doarann sähle ett nich. Noan Singen kamm dai Wunsch anne Räige mit dain Würn: „Eck wünsche de' Herrschaft en fröhlich nöiet Joahr un viel Glück un Segen vorr Hoff un Hius!“ En poar Doage doarupp hoale seck dai Nachtwächter vorret Singen von 'nen Höwwen en betten Wost eoder Geld. Datt hüre niu moal sau midde tau. Lange leime Joahre wuord ett ar giue eole Sitte in Ehren 'e heoln.

Watt is doagigen dai huitige Nöijoahrswünscheröie en bleoße Meodesache wuorn. Man schrist Koarten mit allen möglichen bunten Bildern, öfters saugwar mit gräßlichen Fragen, schicket Kalenders un Anschröißbäuer rumme un denket seck nich en Fatz doaböie.

„Doa heste dain Nägel uppen Kopp 'e dreopen“, stimmet Bers böi. Setzt fällt meck böi iusen Kürn eober Nöijoahrswünsche en Breif in. Düssen

hebbe eck all vorr langer Döit uppen Hiusbodden 'e funnen. Hei is eober
hundert Joahre eolt un an dän doamoaligen Schaulmester Heinrich Becker
'e schriem. Eck will ne glöif moal herfröigen un deek vorrlesen:

Großen Algermissen, den 1. Januar 1831. Liebster Herr Schullehrer!
Vey dem Antritt dieses neuen Jahres will ich Gott bitten, daß er Sie lange
leben lassen möchte und Ihnen noch eine lange Reihe glücklicher Lebensjahre
schenken möge. Alle Ihre Unternehmungen möchte Gott doch mit Ihrer Zu-
friedenheit endigen lassen. Darum wünsche ich Ihnen alles erdenkliche Gut.
Ich wünsche von Herzen, daß die Schulkinder Sie lieben und Ehren, und
ich liebe Sie sehr!

Drum setze ich in des Wunsches End
Anstatt Ihres Testaments
Noch viele Jahre für Ihr Leben
Und vieles Glück für jedes Jahr,
So wünschet Sie am 1 ten Januar
Ein Herz, das Ihr ergeben.
Die Anzahl Ihrer Haare
Sei auch die Ihrer Jahre,
So recht Gesund, Vergnügt dabey,
Doch immer auch der Freundschaft treu.
Gesundheit und ein langes Leben
Und immer einen frohen Muth
Dies wolle Ihr der Himmel geben
Mir aber bleibt Ihr immer Gut.

Christian Sander zu Großen Algermissen 1831.

Liggt in düffen Breiwe nich Sinn un Verstand? Man fänht orndlich
datt Warme und Truihartige in dän Wörn. Eck hebe meck doarumme dän
Breif wisse upp un loat 'ne böi Gelegenheit von iusen jungen Luien lesen.
Müget dāi eok villichte doareober bleoß snippsch lachen. Datt is ühre Sache.
Man hett eben keinen Sinn mäir vorr jouwatt. Iusenthalben könnt 'se
eok huiteoamd ruhig rmmespektakeln un int nöie Joahr springen. Doavon
hett 'se nicks intaukuomen ar hüchstens en böiseopenen Kopp. Wei willt uppet
Kinspringen giern verzichten un et leirwer mit dän Wörn in iusen Nöi-
joahrsgefangen heoln:

„Wir fangen an dies neue Jahr
In unsers Jesu Namen,
Der geb' uns allen immerdar
Des Heiligen Geistes Samen,
Daß Alles, was wir werden thun,

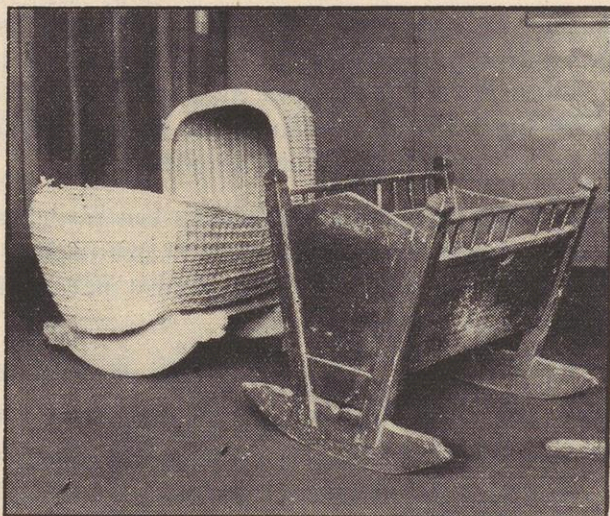
Auf unserm Jesu mag beruhn
Im Leiden und im Sterben;
So werden wir noch mit der Zeit,
Nach vielem Kreuz und schwerem Leid
Das Himmelreich erwerben.“

„Darin noch meine Wiege steht“

Heimatliche Wiegen-, Spiel-, Neck- und Scherzlieder.

Zur rechten Ausstattung der früheren Bauernstube gehörte neben anderen gediegenen Möbelstücken auch eine hölzerne oder aus Korbweiden geflochtene Wiege. Als altehrwürdiges Familienerbstück fand sie lange Jahre hindurch einen Ehrenplatz im häuslichen Kreise. In ihr hatten meist schon die Ur- ahnen und Großeltern, „von der Mutterliebe zarter Sorge bewacht“, die ersten Tage und Monate ihres goldenen Lebensmorgens verbracht. Ihnen folgten wieder Kinder und Enkel, die nach einem volkstümlich bekannten Ausdruck in derselben Wiege „groß“ wurden. Es war, wie es im Liede vom Vaterhause heißt:

„Darin noch meine Wiege steht,
Darin lernt ich mein erst' Gebet;
Darin fand Spiel und Lust stets Raum,
Darin träumt ich den ersten Traum.“



Alte Wiegen im Vorfumer Dorfmuseum.

Welch' eine Fülle anmutiger, wohlvertrauter Bilder steigt bei der Erinnerung an diese Jahre vor uns auf! Da sehen wir die treusorgende Mutter an der Wiege ihres Jüngsten sitzen und das Kindchen in süßen Schlummer wiegen. Sie wird nicht müde, dabei all die bekannten Liedchen und Verse immer und immer wieder mit aller mütterlichen Hingabe zu singen, bis schließlich die Wiege stille steht, und die Mutter ihrer weiteren Arbeit nachgehen kann.

Längst verschwunden sind jene Zeiten. Nur vereinzelt findet sich heute noch eine der alten Wiegen in irgend einem verlassenen Winkel der Häuser, oder sie hat Aufstellung in einem Heimatmuseum gefunden. An ihre Stelle sind die modernen, prunkvoll ausgestatteten Kinderwagen getreten, wodurch die ursprüngliche „Kinderstubenpoesie“ viel von ihrer eigenen Stimmung eingebüßt hat.

Erhalten geblieben sind jedoch zum Teil die verschiedensten Wiegen- und Schaukelliedchen, Sprüchlein zum Fingerspielen, Kniereiterstückchen, Neck- und Scherzreime. Als volksentsprossenes Gut ist bei ihnen die lebendige Verbindung mit den Dingen der Umwelt, mit Mutter Sonne und Bruder Wind, mit den Tieren daheim und draußen, mit Blumen und Käferlein noch nicht abgerissen. Es handelt sich dabei vielfach um mundartliche Kleindichtung, die singt und sagt von der ganzen Welt kindlichen Erlebens, Schauens, Denkens und Empfindens. Sie ist wahr, echt, einfach und kindergemäß, bleibt im Anschauungskreis des Kindes und beschäftigt sich mit dessen Gedanken, Stimmungen, Wünschen und Trieben. Wer zu diesen Kinderliedern nicht die Liebe zum Volkstum und das Verständnis für alte Volkskunst mitbringt, der wird enttäuscht. Dem rechten Volkstumsforscher dagegen eröffnet sich in dieser Beziehung eine der schönsten und lohnendsten Aufgaben aller Volksbildung und Heimatpflege. Er findet bei der Sammlung und näheren Betrachtung dieser Reime und Lieder alle Formen dichterischer Darstellung.

So erzählen z. B. die folgenden Wiegenlieder von Lämmlein und Gänselein, schildern fröhliche Feiern und stellen Arbeiten und sonstige Handlungen dar. Wohl in den meisten Dörfern unserer Heimat sind die hier zunächst aufgeführten Wiegenlieder bekannt.

„Schlaf, Kindchen, schlaf,	Schlaf, Kindchen, schlaf,
Da draußen geh'n zwei Schaf',	Es war einmal ein Schaf.
Ein schwarzes und ein weißes,	Das Schaf war gefahren,
Und wenn das Kind nicht schlafen will,	Da hat es sehr gefroren.
Dann kommt das schwarze und beißt es!	Da kam ein guter Mann,

Der zog ihm seinen Mantel an,
Da braucht es nicht mehr zu frieren
Und konnte froh herumspazieren!
Schlaf, Kindchen, schlaf,
Es war einmal ein Schaf’.

„Gia, popeia, schlag’s Lämmchen tot!
Was tun wir damit?

Es wird ja nicht groß.
Wir woll’n es verkaufen,
Und kommt kein Kaufmann,
Dann müssen wir’s behalten
Das kleine Schaflamm.

Schlaf, Kindchen, schlaf,
So schenk’ ich dir ein Schaf
Mit einer gold’nen Schelle fein.
Das soll dein Spielgeselle sein.
Schlaf, Kindchen, schlaf,
So schenk’ ich dir ein Schaf’.

Recht bekannt und beliebt sind ferner die Lieder von den lieben Gänselein:
Gia, popeia, was raschelt im Stroh? Cia, popeia, schlag’s Gickelchen tot,
Das sind die lieben Gänse, Legt mir keine Eier
Die haben keine Schuh’, Und frist mir mein Brot.
Der Schuster hat’s Leder, Drum rupfen wir ihm die Federchen
Doch kein’ Leistchen dazu. — [aus
Nun geh’n die lieben Gänse
Auch ohne Schuh’.

Sloap, Kinneken, sloap,
Vorr’n Holte gaht ’en Schoap,
Doanäem gaht ’en Lämmelein,
Datt schall iuse Kinneken
Söin Begleiter söin.“

Schlaf, Kindchen, schlaf,
Am Himmel geh’n die Schaf,
Die Sterne sind die Lämmelein,
Der Mond, das will der Schäfer sein,
Schlaf, Kindchen, schlaf,
Am Himmel geh’n die Schaf’.

Schlaf, Kindchen, schlaf,
Und blök’ nicht wie ein Schaf.
Sonst kommt des Schäfers Hündelein
Und beißt mein böses Kindelein.
Schlaf, Kindchen, schlaf,
Und blök’ nicht wie ein Schaf.“

Sehr zahlreiche Lieder gibt es weiter, die von Feiern, gutem Essen und Trinken berichten:

„Gija, popeija in Siuse,	Iuse Miusekätschen,
Wöi wütt noa Greoßvaders Hiuse,	Wuoa wutte hentau?
Doa slacht ’se ’n Swöin,	Ek will noa Greoßvaders Hiuse,
Doa drinket ’se Wöin,	Doa slacht ’se ’n Swöin,
Doa ät ’se Zuckerschoaln	Doa drinket se Wöin,
Däi schall iuse Hannes böitoaln!	Doa schall iuse Vetschen
	Söine Hochtdöit söin!

Gija, popeija, in Daume
Doa hängt ’ne greote Kraune,
Wer däi greoten Klocken tuiet,
Däi friggt datt beste Hauhnerstuit!“

Wieder andere handeln von Ernst und Scherz aller Art, wobei das nach dem Holzgehen eine große Rolle spielt.

„Sloap, Kinneken, söite,
 Eck wäige deck mit'n Fäut'n,
 Eck wäige deck mit'n bunten Schauh,
 Niu dau dai lüttjen Eogen tau.“
 Eija, popeija, Provosse,
 Juse Jochen is en Bölkosse,
 Juse Betschen is ett beste Kind,
 Wenn Druitschen un Hannes noar Schaule sind.
 Holter, depolter, dai Woagen dai bräckt,
 Dai Päre, dai wür'n versunken,
 D wue wäine dai Ackermannsknecht,
 Potsdiusend wue fliuche dai Junker!
 Eia, popeia, vorm Holze,
 Da weht der Wind so stolze,
 Morgen woll'n wir wieder zum Holze geh'n,
 Dann soll die Popeija wohl stille steh'n!
 Eia, popeija, sau minne,
 Gistern würn wöi nich inne,
 Morgen wütt wöi wier iutgoahn,
 Dann schall dai Popeija woll stille stoahn!“

Necht vielgestaltig ist so die Reihe dieser Wiegenlieder, die besonders von den Müttern als wertvolles Erziehungsgut gehütet und gepflegt werden. Für die Unterhaltung und Beschäftigung der schon etwas größeren Kinder dienen daneben lustige Kniereiterstückchen und Spiellieder. Da sitzt z. B. so ein kleiner Hosenmaß auf dem übergeschlagenen Knie des Vaters, der den „stolzen Reiter“ unter lautem Jauchzen und fröhlichem Lachen „reiten“ läßt, wobei die Verse ertönen:

„Juck, juck, juck Reiterlein,
 Wenn die Kinder kleiner sein,
 Reiten sie auf Stöckerlein,
 Wenn sie größer werden,
 Reiten sie auf Pferden,

Dann läuft das Pferdchen tripp, tripp,
 [trapp
 Und wirft den kleinen Reiter ab,
 Klapauz in 'n Graben.“

Bekannt ist auch der Gang nach der Mühle:

„Juck, juck, juck noar Müel'n,
 Heini uppen Füel'n,
 Anna upper bunten Rauh,
 Juck, juck, juck noar Müel'n tau.“

Von der Mühlenarbeit hieß es:

„Müele, Müele, moahle,
Däi Jungens kost 'en Doahler,
Däi Mäkens kost 'en golden Kneep,
Däi Jungen kost 'en Botterbreot.“

Oft mußte die Reise nach Hildesheim, dem „Potte“, herhalten:

„Hotte, möin Pär, hü, hotte,
Von Bueffen bett noan Potte,
Doa loat w'ett mit Gold besloan,
Denn kann däi Reise wöier goahn!

Galten diese Kniereiterstückchen mehr für die kleinen Buben, so bereitet den Mädchen das Spiellied vom Kuchenbacken immer viel Freude. Welche kindliche Fröhlichkeit strahlt aus ihren unschuldsvollen Augen, wenn ihre kleinen Patschhändchen zusammenschlagen bei den Versen:

„Backe, backe Kuchen,	Eier und Schmalz,
Der Bäcker hat gerufen;	Butter und Salz,
Wer will gerne Kuchen backen,	Milch und Mehl,
Der muß haben sieben Sachen:	Safran macht den Kuchen gel!“

Sehr oft hört man ferner auch die verschiedensten Neck- und Scherzlieder, wie u. a. die folgenden:

„Annemaröi, diu bist joa sau glatt,
Wutte noar Kerken, eor wutte noar Stadt?
Eck will nich noar Kerken,
Eck will nich noar Stadt,
Eck bin joa alle Doage sau glatt.“

Ein andermal heißt es:

„Eck weit moal watt,	Satt däi Roater innen Eliutstauhle,
Watt diu nich weißt,	Hund sege de Stium iut,
Datt hett meck Mester Jürgen 'e läiert.	Katte brocht 'n Dreck heriut,
Mester Jürgen, giuer Mann,	Brocht 'ne uppe Brügge,
Sette meck upp'n Blanken,	Brügge fung an tau knäetern,
Jöire meck noa Ranken.	Alle eoln Wöiber
Ar eck noa Ranken Hiuse kamm,	Füngen an tau snäetern!“

Ein ähnlicher Reim lautet wieder so:

„A, B, Vock,	Noabershius was tau,
Katte leip in't Lock,	Leip se hinnere Kauh,
Hoale 'en dicken Botterkniust,	Doch däi Stall was eef nich eopen,
Leip 'er midde vorr Noabershius,	Kruop 'se uppen Swöinefeom!“

Nicht selten sind weitere Verse und Reime von bestimmten Namen und Personen zu hören, z. B.:

„Karlina, Karlane,
Watt froakelt däi Hoahne?
Hei sitt uppen Wöim
Und leggt lauter Rosöin?.“

oder:

„Diu bist 'n Schelm upp däine Hiut,
Diu suppst däin Biurn de Are iut,
Un läßt de Schoaln in däin Nest,
Denn meint däi Biur:
Däi Ilt würt 'e west.“

Die von Dorf zu Dorf reisenden alten Musikanten mußten gar oft folgende Verse über sich ergehen lassen:

„Jingel, jingel, juck, juck, juck,
Däi Spielmann, däi will starm,
Giewet 'ne poar mit'n Slarm,
Giewet 'ne Stücke Käisebreot
Un loat 'ne nich verdarm.“

In all diesen Wiegen- und Spielliedern, Neck- und Scherzreimen herrscht der Grundzug quellfrischer Gesundheit, Echtheit, Wahrheit, Ursprünglichkeit. So spricht reinste Freude daraus; denn hier lebt die Seele, der Geist der kindlichen Hingabe an die Dinge der Umwelt weht, der Geist der Jugend.

Selbst gesponnen, selbst gemacht

Die Flachsverarbeitung, ein Stück altbäuerlicher Wirtschaft. — Von der grünen Pflanze zum schneeeigen Leinen.

Einen wesentlichen Zweig der früheren bäuerlichen Wirtschaft bildete der Anbau und die Verarbeitung des Flachs.

Als älteste bekannte Faserpflanze wurde der Flachs schon von den Ägyptern und den Pfahlbaubewohnern angebaut. Bei den alten Germanen war der Flachs der Göttin Frigga heilig. Sie fuhr in einem mit Ragen bespannten Wagen, der an Strängen aus blühendem Flachs gezogen wurde, zu Beginn des Frühjahr's durch die Lande. Den fleißigen Spinnerinnen schenkte sie Spindeln und spann diese des Nachts voll. Der Schutzgöttin zum Dankopfer ließ man in der Flachs-ernte ein Bündel auf dem Acker stehen.

Aus den gewonnenen Fäden webten die Frauen und Mädchen mit eigener Hand die verschiedenartigsten Kleidungsstücke. So trug auch Karl der Große mit Vorliebe leinene Gewänder. Von seiner Gemahlin und seinen Töchtern wird berichtet, daß sie selbst die Kunst des Spinnens und Webens verstanden und gern ausübten. Die Blüte der Leinenindustrie war in Deutschland im 16. Jahrhundert unter Karl V. Damals lebten allein in Augsburg 3500 Weber, darunter die reiche Familie Fugger, die in den Grafenstand erhoben wurde. Um diese Zeit erfand 1530 J. Jürgens in Watenbüttel bei Braunschweig das Spinnrad. Ein bedeutender Fortschritt in der Flachsbearbeitung bahnte sich dadurch an, der das spätere Brauchtum und die viel gepriesene Poesie der Spinnstuben zur Folge hatte. Bis zur Einführung des Zuckerrübenbaues hat sich der Spinnrocken als wahrer Freund unserer ländlichen Bevölkerung in den damals vorherrschenden armseligen wirtschaftlichen Verhältnissen erwiesen. Alles, was Hände hatte, mußte „Kuopfgarn“ (Garn zum Verkaufen) spinnen. Der „Lopp“ Garn war gerade so gut wie bares Geld und wurde in der Stadt und von jedem Dorfkrämer als solches angenommen.

Viel Zeit aber beanspruchte die Verarbeitung des Flachses. Es kostete mühselige Arbeit und manchen Handschlag, bis aus der grünen, blaublühenden Pflanze der feine Faden und dann das schneeige Leinen bereitet war. Nach einer alten Regel: „Säe Korn Egidi (1. September), Hafer, Gerste Benedikti (21. März, säe Flachs Urbani (25. Mai) begann man Ende Mai mit dem Aussäen der Flachsförner auf den dafür bestimmten und zuvor gehörig bearbeiteten Acker. In günstigen Jahren entwickelte sich die keimende Saat schnell. Einen malerischen Anblick gewährten bald die blühenden Flachsfelder, die einen prächtigen Schmuck der Dorfflur bildeten. Aber auch das lästige Unkraut schoß dazwischen immer wieder in Hülle und Fülle hervor. Da ging es nun täglich ans „Krauten“; denn das Hacken war infolge der breitwürfigen Aussaat mit der Hand gänzlich ausgeschlossen. Jeder einzelne Unkrautstengel mußte so besonders ausgerissen werden. Etwa gegen Ende August kamen die Samenkapseln allmählich zur Reife, so daß jetzt die Flachsernte beginnen konnte. Soviel zwei Hände von den ausgerissenen Flachsstengeln zu umfassen vermochten, band man in kleine Bündel zusammen und stellte diese zum Trocknen auf. Nach dem Einfahren diente zunächst das „Reppeln“ am „Reppelrade“ oder „Reppelbaum“ dazu, von den Stengeln die Samenkapseln zu entfernen. Auf einem sonnigen Plage wurden diese nochmals zum völligen Trocknen ausgebreitet und dann in der Scheune mit dem Flegel gedroschen. Die Körner dienten wieder als „Saatgut“ oder als „Schlag-saat“, aus der die Ölmühlen das Leinöl herstellten. Das gedroschene Flachsstroh brachte man in die „Rotten“ am Bruchgraben, oder an einem anderen in der Nähe befindlichen Bache. Jeder Bauer hatte hier eine bestimmte Stelle,



wo er seinen Flachs ins Wasser packte und noch mit dicken Steinen beschwerte. Dieses „Rotten“ sollte die äußere Bast-schicht der Flachsstengel in Fäulnis versetzen, damit sie sich leichter entfernen ließ. Wenigstens vierzehn Tage dauerte dieses Lagern in den „Rotten“, worauf dann das verfaulte und mürbe gewordene Flachsstroh wieder ausgelegt wurde, um im Sonnenschein zu dörren. Daran erinnert z. B. in Kleinalgermissen noch die

Flurbezeichnung „Lechwiefe“, plattdeutsch „Uppen Lään“.

Der trockene Flachs lag während des Winters in der Scheune und kam erst im zeitigen Frühjahr zur weiteren Verarbeitung. Äußerst vielseitig und langwierig gestalteten sich hierbei die verschiedensten Handgriffe. Emsige Frauen und Mädchen standen auf der großen Scheunendiele oder unter dem Schauer zuerst am

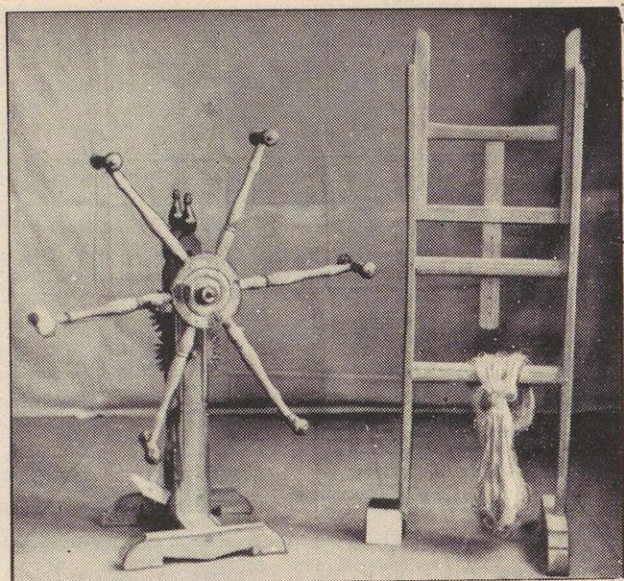
„Ristewocken“. Mit zwei Händen eine „Riste“ (eine Handvoll) an den beiden Enden gefaßt, schabten sie diese auf der scharfen Schneide des Wockens fleißig hin und her, damit die „Scheve“ oder „Schäbe“, die äußeren holzigen Teile, abfiel. Schon vorher waren mit der Handbreche, der sogenannten „Brake“, die Stengel zum Zerknicken gebracht. Die „Risten“ kamen vom „Ristewocken“ an das „Zackebrett“. Mit der linken Hand legte man eine „Riste“ in einen Schlis des senkrecht stehenden Brettes, während die rechte Hand mit der „Schwinge“ das Abstreichen unter kräftigem Schlagen besorgte. Hierauf taten die groben und feinen „Hecheln“ das Weitere, bis die Flachsriften sich spinnfertig erwiesen. Da inzwischen die neue Saatzeit herannahte, fanden die Flachsarbeiten damit vorläufig ihr Ende. Der feinsäuberlich gehechelte Flachs wurde auf dem Scheunenz oder Hausboden in der rechten Weise aufbewahrt.

In dem darauf folgenden Winter begann das als Kernstück der ganzen Flachsbearbeitung vielgenannte „Spinnen“. Abend für Abend surrten dann in den „Spinnstuben“ der Dörfer die Räder. Es waren dies Stunden echter Dorfgemeinschaftspflege, ausgefüllt mit fröhlichem Singen, Scherzen und Erzählen. All unsere schönen Spinnlieder und alten Spukgeschichten stammen aus dieser Zeit wahrsten dörflichen Glückes und Friedens.

Zum Abspulen des fertig gesponnenen Garns von der Spindel diente das „Haspeln“. Waren 90 einzelne Fäden vom „Haspel“ aufgespannt, dann klappte der hölzerne Hammer hernieder auf das Schallbrett. Diese 90 Fäden ergaben ein „Gebind“, zehn „Gebinde“ einen „Lopp“ und zwanzig „Löppe“ eine „Stiege“. Durch gründliches Kochen im heißen Wasser mit Asche vermischt bekam das Garn eine hellere Färbung. Zum Schluß erhielt endlich der Weber das nicht vorher schon verkaufte Garn, der es auf dem „Webstuhl“ zu feiner Leinwand verarbeitete. Die einzelnen Leinwandstreifen wurden noch mehrmals auf dem grünen Rasen des Obstgartens zum „Bleichen“ ausgespannt, bis sie „im schneeigten Schimmer“ erglänzten, wie der Dichter sagt:

„Auf die Bleiche bringt das Mädchen,
Was der Wintersleiß gesponnen,
Und im Hag erzählt die Amsel,
Was im Schnee sie still ersonnen.“

Voll freudigen Stolzes schaute die Hausfrau nun auf den reichlichen Schatz „köstlichen Linnens“. Wohl geborgen sammelte sie ihn in ihren eichenen Truhen und Schränken. Er bildete nämlich einen wesentlichen Bestandteil bei der „Mitgift“ ihrer heranwachsenden Töchter. Jedes Mädchen erhielt bei seiner Verheiratung eine entsprechende Anzahl Stiegen Leinwand und bereits fertige, mit seinem Namen und dem Hochzeitsjahr versehene Kornsäcke als Erbteil mit.



Haspel und Garnwinde.

Aus diesem Vorrat an wertvoller Leinwand wurden je nach Bedarf Hemden, Schürzen, Kleider, Bettlaken, Handtücher, Tischdecken und blaue Arbeits Kittel hergestellt. So trug man damals als heimische Tracht eine Kleidung, die fast nur aus eigenen, auf dem angestammten Boden der Heimat gewonnenen Rohstoffen, angefertigt war. Es galt eben der Leitspruch: „Selbst gesponnen, selbst gemacht, ist die schönste Kleiderpracht.“

Durch den Zuckerrübenbau erfolgte eine starke Zurückdrängung und in unserer Gegend eine vollständige Aufgabe des Flachsbaues. Die Einführung der billigen Baumwolle und die übertriebenen Modetorheiten brachten weiter eine bedeutende Abnahme der Anbauflächen mit sich. Diese betrugen im Jahre 1900 in ganz Deutschland nur noch 33 662 Hektar, das ist ein Drittel von 1878.

In ihrem tatkräftigen Bestreben, Deutschland immer mehr unabhängig vom Auslande zu machen, hat unsere Reichsregierung nun auch wieder zu vermehrtem Flachsbanau und zum Kampfe gegen alles fremdländische Wesen in Kleidung und Lebensführung aufgerufen. Es muß anders werden, wor gegen schon der mittelalterliche Satiriker Sebastian Brant wetterte, „daß eines Bürgers Weib viel stolzer; denn eine Gräfin tut“, und in seinem „Narrenschiff“ das bittere Verschen schrieb:

„Was eine Gans von der anderen sieht,
darauf ohne Unterlaß sich dacht.“

Erst jetzt erfüllt sich notgedrungen auch der im „Hosenteufel“ von 1656 enthaltene Spruch:

„Behielte jedes Land seine Weise,
Seine Kleidertracht, seinen Trank und seine Speise,
Ließe man England seine Wolle und Tuch,
Indien seine Gewürze und Wohlgeruch,
Welschland seine Leckerei und stolze Pracht,
Frankreich und Spanien seine Kleidertracht,
So stände es besser um die Welt,
Und wir Deutschen behielten unser Geld.“

Sloa diu tau, eck kann nich!

Eine Erinnerung an altdörfliche Winterarbeiten.

Et is Winterdag. Butten uppen Felle giffst et nich mäer viel te dauern. Dei Frost het en Enne damidde maket.

Doa ward et eck in Därpe immer stiller. Noa dei hillen Töit kumet niu en poar ruhige Weeken. Dei neudigen Hoffarbeiten am Doage sind balle doan. Däi Mannsluie feuert Meß, hacket Holt eoder maket Wost iuter Pelle. In Hiuße slieket und stoppet Noamedoags dei Mäkens un Friuens Kurns und greote Koassäcke. Doaböi ward et freui duister. Noan Damdbreo sitt man inner Stiuben böim warm Com. Et ward'e snacket von dütt und datt und slöitig 'e spinnen. Fröitöitig gaht et int Bedde. An den mäersten Doagen hett et eck wedder fröi uppstoan. Et schall denne döschet wiern. Datt is däi Hauptarbeit Winterdoags.

Greote Maschoinen giffst et davorr noch nich. Man mott alles mit en Flegel döschen. Dütt is bannig siuer und langwöilich. Wenn et früst, gaht et Kurn am besten heriut. Doarumme ward in aller Herrgottsfröie annesungen. Noch is et stockduister. Dei Klocke het groade twei 'e sloan. Doa blest däi Nachtwächter. Up dāin greoten Höwwen wecket hei de Luie. Düsse trecket hille de Bögen an un smöitet seck den bloagen Kittel eoder Kruiper eober. Niu gaht et noar Schuine. Höier ward de Luchten in en stoinern Wandloek 'e stellt. Dei Smoidigste stiggt upper Leddern herupp int Foak und smitt de Garben aff. Düsse wierd unnen upper Schuinedäle iutebreit. Dei Dahren kumet noar Midde und dei Stärten noa butten. Jedesmal twei Stöigen hūret tau öiner Lae. Jest niemet däi Döschekierls iut en Böiseckenwinkel en Flegel. Söi spöiget inne Hanne und fanget an de döschen. Klapp, klapp drünt et eober däi Schuine. Valle hört man et eck iuter Noaberschopp. An den Klappen konn

man hören, wuviel Luie döschet. Böi tweien gaht däi Taft immer: „Sloa diu tau, eck kann nich.“ Döschet oaber veire eoder mäer, denn gaht et: Philippus, Jakobus, Philippus, Jakobus.“ — Noa korter Töit is däi irste Lae einmoal eobere döschet. Niu wierd däi Garben eopen e' bunnan und wier ordlich iutebreit. Wedder gaht datt Döschchen rundumme. Jetzt schüddet einer mitter Schüddegeffeln däi Halme gehörig upp. Ein anderer draht däi Lae umme. Doaböi grippte immer mit zwei Hännen tau und smitt et vorr seck hereober. Sau ward däi Lae taum triddenmoale eobere döschet. Däi Flegels sett man niu irstemoal anne Söite und bind datt Streoh noan Uppeschüdden midde Geffeln in dicke Bunne. Eck düsse wierd vorrn Wegpacken noggemoal eobere döschet.



Beim Dreschen.

Noar tweiten Lae ward als Kaffe dat warme Beier e'drunken und betten doatau'e getten. Föif Laen mött bett taun Freuhstücke fertig söin. Denn ward dat korte Zuig abbeharfet und dat Kurn innen Zeisackenwinkel 'escheoben. Sau döschet man dagsieber tweimal söif Laen. Gigen Klocke tane giff et en Gluck und en Happen Broot taun anböiten. An keolen Doagen schaffet et am mäersten. Denn is vorr gewöhnlich all gigen Klocke 3 names dags Föieroamd. Sau ward immer twei Doage döschet und doanoa datt Kurn ranemafet. Doaböi smitt man dütt midder Wärbshüffeln vonnen

Hucken innen Zeisefckenwinkel eober dei Schuinendäle gigene annere Wand. Davor sammelt seck dat giue dicke Kürn, dat lichte blifft all vorrher liggen.

Niu mott dat Kurn noch dorch e'möldert wiern. Doatau sind twei Luie neudig. Einer schüddet herin und däi andere freckelt. Ganz vergnuigt is man doabbi und singt mitunder, datt dei Höide wackelt. Am besten können dei eole Kurrad Luife in Buesen. Sei jung immer böin Kreckeln: „Karl hat sein Vermögen mit Pottschen durchgebracht, und hat auf allen Wegen so manches Ständchen mitgemacht. Nun sitzt der arme Junge fest, man bringt ihn in das Schuldarrest. Wer hätte das gedacht? Die Liebe, die Liebe hat ihn soweit gebracht.“

Aff und tau brummet upp greoten Höwwen all öine Mascheine. Düsse ward dūr'n Güpel e'driem. Unnere Schiure goacht doavorr veir Päre. Hillenspringers sind doatau nich te briuken. Sei mött ruhig und feste trocken. Lichtfeueriger is datt Futterstöien. Doa kann et öin Pärđ schaffen. Am mäersten maket man dütt oaber mitter Enöielae. Jeder kann et nich. Et hört doatau Handfertigkeit und Armpurre. Sau bringt en Sluirenpruil und en Koafkopp nicks fertig. Däi Arbeit mott doarumme däi Greotspänner eoder Häre sülm iutfeuern. Doabbi loppt däi Sweit oft am Vaste doal. Doch datt helpt alle nich. Däi Päre und Kahe wütt watte fräten hebben. Man blifft eck immer lustig und taufrien doabbi, wi et in den schönen Biuernlei hett:

„Ich aber habe guten Mut

Mein warmes Bier bekommt mir gut.

Da wird auch mancher Span geschnit,

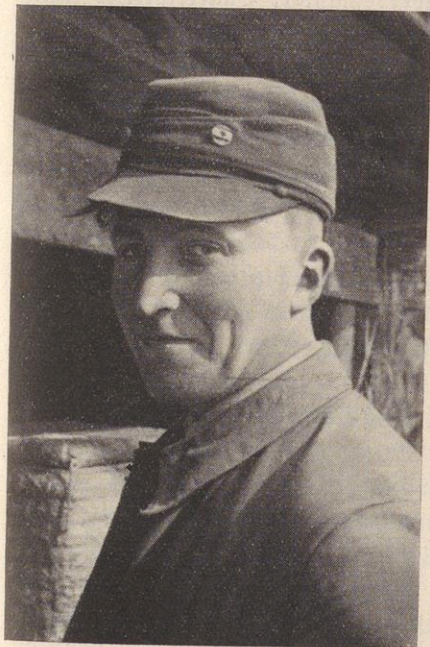
Indes die Frau beim Spinnen sitzt.

So geht's jahraus, jahrein mit mir,

Ich danke meinem Gott dafür

Und habe immer frohen Mut,

Und denke: Gott macht alles gut!“



Ich habe immer frohen Mut,
mein braunes Bier bekommt
mir gut.

Von alten dörflichen Hof- und Gemeinde- Backhäusern.

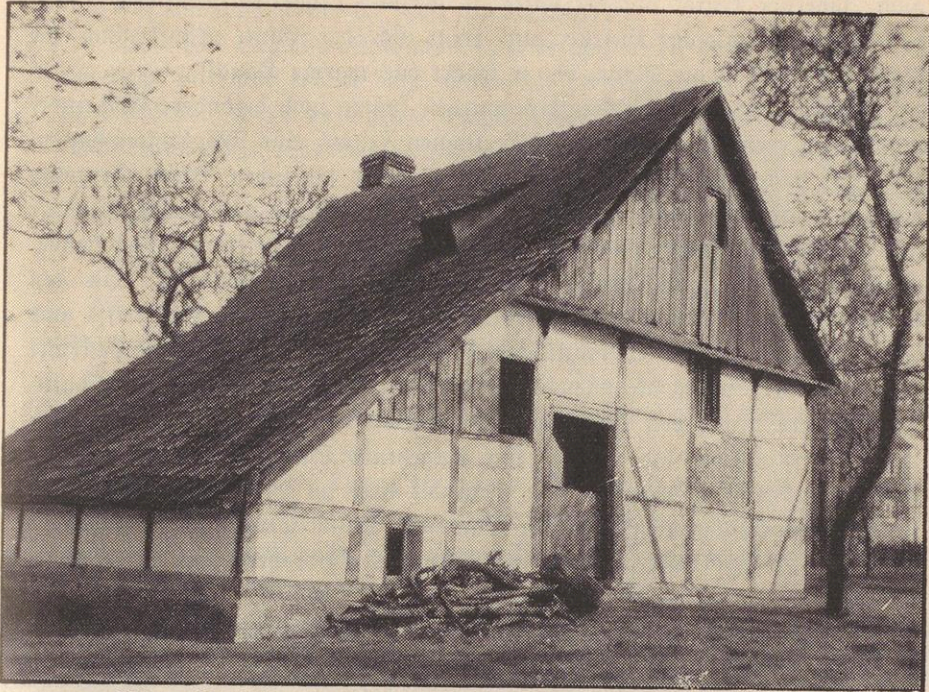
I.

Wohl so alt wie die Menschheit selbst ist ihr unablässiges Mühen und Sorgen um das tägliche Brot. So wurde dieses im Laufe der Jahrhunderte immer mehr zum Inbegriff aller menschlichen Ernährung, wie es die fünfte Bitte im Vaterunser: „Unser tägliches Brot gib uns heute“, treffend zum Ausdruck bringt.

Das Wort Brot geht auf die Sprachwurzel „bru“ zurück, die brauen, durch Feuer zubereitet, bedeutet. Als altererbte Bezeichnung erscheint dafür „Laib“, vom gotisch „hlaifs“ abgeleitet, ein durch Hitze, Hefe und Kohlenfäure- dämpfe schmackhaft und genießbar gemachter Stärkekleister. In den ältesten Zeiten haben die Menschen die Getreidekörner noch roh oder geröstet genossen. Mahlen und Backen lernten sie erst später kennen. Ungesäuerte, in der Asche des Herdes gebackene flache Kuchen bildeten dann die ursprünglichen Formen des Brotes. Hoch entwickelt war die Backkunst schon früh in Ägypten. Von dort gelangte sie zu den Griechen und Römern. Während es bei den Griechen bereits im fünften Jahrhunderte v. Chr. ein vollständiges Bäckereigewerbe gab, fand in Rom erst seit 168 v. Chr. ein gewerbsmäßiger Bäckereibetrieb statt. Dagegen waren auch unsere germanischen Vorfahren schon lange vor der Zeit des Varus mit der Bäckerei vertraut, was verschiedene bei Ausgrabungen gefundene frühgeschichtliche Handmühlen beweisen. In den Verordnungen zur Bewirtschaftung seiner Güter verlangte Karl der Große, daß auf den Haupthöfen auch Bäcker angestellt wurden. Zu einem selbständigen Gewerbe hat sich die Bäckerei mit den anderen Handwerken in den mittelalterlichen Städten entwickelt.

Eine geraume Zeit ging indes noch darüber hin, bis die gewerbsmäßige Bäckerei auch auf dem Lande Eingang fand. Länger als die Ausübung der übrigen Gewerbebetriebe geschah hier das Backen in den einzelnen Haushaltungen selbst.

Zu diesem Zwecke hatte jedes Gehöft sein eigenes Backhaus. Meist inmitten des zum Hofe gehörenden großen Grasgartens erhob sich der kleine einstöckige, weißgetünchte Fachwerkbau mit langherabgezogenem Dach auf der einen Seite. Dicht aneinander gedrängt umgaben ihn viele alte Zwetschen- und oft schon morsch gewordene hohe Birnbäume. Mit ergrautem Stamm oder freundlichem Grün standen in seinen Winkeln und Ecken, an der Giebelwand unter der Dachtraufe still und bescheiden die sagenumwobenen Büsche des schwarzen Holunder- und Haselnußstrauches, in deren Schatten ein mun-



Altes Backhaus auf dem Gehöft Ernst in Algermissen.

teres Hühnervolk an heißen Sommertagen fleißig scharrete, oder wo es bei Regenwetter eng zusammengedrückt Schutz suchte. All das bewirkte eine besondere Eigenart des Bauerngartens, wodurch er sich stets auszeichnete.

Frisch fröhliches Leben kam in das sonst still und friedlich daliegende Backhaus, wenn gewöhnlich des Montags früh Bauer und Bäuerin mit dem Brotbacken begannen. Das Gewand geschürzt, mengte die Frau in dem mächtigen hölzernen „Bactetroge“ den Teig an, warf ihn mit kräftiger Hand, „walkte ihn“, wie der Dichter sagt, „mit beiden Armen zugleich, walzte und knetete ihn mulmig und weich“. Unterdessen schürten die Männer die Glut, „schoben im Ofen die Schanzen und Scheite, daß die Hitze sich richtig verbreite!“

Bescherte eine reiche Obsternte im Herbst viel Zwetschen und Birnen, dann ging's ans Dörren derselben. In mehreren Hürden ausgebreitet, wurden die Zwetschen und Birnen, von den letzteren besonders die kleinen „Hangelruten“, „Zulnköpfe“ und „Fillekuilecken“ langsam durch die Hitze des Backofens zum Trocknen gebracht und im Winter zum Kochen der beliebten „Bratschensuppe“ verwandt. Herrschte dann draußen kaltes unfreundliches Wetter, so fanden die Kinder im Backhause ein willkommenes warmes Gehege. Wochten auch rauhe Regen- und Schneestürme tosen, wohl geborgen tummelten sie sich dort bei fröhlichem Spiel und Treiben. Weiter suchten und fanden hier

auch „fahrende Leute“ vor der Kälte ein warmes Quartier. „Auf dem Rücken der Ofen ruht mancher Geselle und freut sich der Glut. Läuft auch die Katze und raschelt die Maus, oh, er segnet das warme Haus!“

Neben solchen Hofbackhäusern wurden später noch besondere Gemeindebackhäuser errichtet, damit auch die „kleinen Leute“ eine Möglichkeit hatten, ihr Brot backen zu lassen. Gegen Zahlung einer jährlichen Pacht übernahm ein des Backens kundiger Pächter das Gemeindebackhaus und mußte nun für alle zu ihm kommenden Dorfgemeinschaften nach genauer Vorschrift das Brot backen. Heute haben nur noch wenige Ortschaften ihr eigenes Backhaus. In den meisten Fällen ist dieses jetzt in Privatbesitz übergegangen. Das trifft auch für Vorsum zu. Hier brannte das ursprüngliche alte Gemeindebackhaus im Jahre 1911 völlig ab, nachdem es fast zwei Jahrhunderte bestanden hatte. In einer im Archiv des Dorfmuseums aufbewahrten Akte „Sachen der Commune Vorsum vom Jahre 1812“ sind eingehende Darlegungen über das damalige Backhaus verzeichnet. Die Pachtzeit war im Mai 1813 abgelaufen. Zwecks Neuverpachtung richtete der Hausvogt Blumenberg zunächst folgendes Schreiben an den Unterpräfekten des Distrikts Hildesheim im Oker-Departement:



„Hochwohlgebohrner Herr Unterpräfekt!

„Da das Gemeinde-Backhaus zu Vorsum diesen künftigen May aus der Pacht fällt, und solches daher anderweit verpachtet werden muß, so habe ich die Ehre, Ihnen anfolgende Pacht-Bedingungen vorzulegen, mit Bitte solche gefälligst zu genehmigen, und versichere mit steter Hochachtung zu seyn

Der Maire des Cantons Vorsum
Blumenberg.

Vorsum, den 23ten Februar 1813.“

Es folgten nun die „Pachtbedingungen“ wegen des zu verpachtenden Backhauses in Vorsum, welches der Gemeinde gehört.

Nach ortsüblicher Bekanntmachung durch Anschlag in Vorsum, durch die Distrikts-Zeitung Nr. 32, 34 und 36 wurde der Termin zur Verpachtung auf den 29. März 1813 angesetzt.

„Es bothen Meister Tappe 40 francs, Johann Dierk Aue 42 fr., Franz Grube 44 fr., Joseph Grube 50 fr., Jochen Graen 55 fr., Meister Tappe 60 fr.

Da nun niemand mehr both, so wurde dieser Actus geschlossen und von dem Letztbietenden unterzeichnet.“

Dieser erhielt dann auch durch Befürwortung des Maire Blumenberg den Zuschlag, „weil es die Gemeinde sehr wünschet, den Pächter die Pacht zu belassen, da er sich seit den acht Jahren, wo er hier selbst gewohnet hat, stets als ein guter und rechtschaffener Mann betragen, und nie die mindeste Beschwerde gegen ihn eingegangen ist, derselbe auch jederzeit richtig seine Pacht bezahlt, und genau die Pachtbedingungen erfüllet hat.“

Bis zum Jahre 1911 blieb dies Backhaus im Besiz der Gemeinde Vorsum. Nach dem erwähnten Brande wurde das Grundstück an den letzten Pächter verkauft, der dann darauf einen Neubau errichtete.

II.

Im Gegensatz zu Vorsum haben die beiden früheren Gemeinden Groß- und Kleinalgermissen ihr eigenes Backhaus noch heute erhalten. Das von Kleinalgermissen liegt an der Südostecke des malerischen Kapellenhofes. Über der Haustür trägt ein Schwellenbalken die Inschrift: „Ortsvorsteher Franz Joseph Becker 1810“. Während der Amtsführung dieses „vir simplex et rectus“ — schlichten und geraden Mannes, wie ein ehrender Zusatz im Kirchenbuch lautet, wurde 1817 eine Neuverpachtung des Backhauses vorgenommen. Darüber berichtet eine Urkunde folgendes:

„Geschehen großen Algermissen, den 30ten Januar 1817.

Im Gefolge Auftrags Königlichem Amte vom gestrigen Dato verfügte ich mich nach großen Algermissen um die Verpachtung des. Gemeinde Back-

hauses zu kleinen Algermiffen vorzunehmen und es erschienen nachdem die Gerstenberger und Kathagischen Zeitungen worin die Bekanntmachungen zur Verpachtung enthalten ad acta eingesandt, und der Vogt Stanze die Bekanntmachungen vor der Amtsstube und zu kleinen Algermiffen mit dem aff und refictions Documente versehen, eingereicht hatte von seiten der Gemeinde kleinen Algermiffen

- a) der Ortsvorsteher Vogt Becker
- b) der Bauermeister Andreas Teltemann
- c) der Feldgeschworene Joseph Willers
- d) der Braumeister Christoph Ludewig
- e) der Halbspänner Christoph Willers
- f) der Köther Bernard Uthoff.

Dieselben erklärten, daß sie wünschten, daß die heutige Verpachtung des Backhauses unter nachstehenden Bedingungen vorgenommen werden möchte.

1. Die Verpachtung geschieht auf vier nach einander folgende Jahre, als vom 1ten März 1817 bis dahin 1821.

2. Das Pachtgeld wird in conventions Münze jährlich den 1ten März wenn das Jahr verflossen baar an die Gemeinde Kasse eingezahlt.

3. Pächter erhält das Backhaus mit dem darin befindlichen Backofen und den dabey gelegenen Garten während der Pachtzeit zur freyen Benützung und muß die um den Garten befindliche Hecke im Stande erhalten.

4. Pächter muß den Einwohnern der Gemeinde kleinen Algermiffen 11 Pfund Brod für 4 Pfennig backen.

5. Es stehet jedem Einwohner frey sein Brod selbst zu backen oder in anderen Orten backen zu lassen.

6. Wenn Pächter kein gutes Brod backet, so behält sich die Gemeinde das Recht vor, die Pachtung auch vor dessen Ablauf $\frac{1}{2}$ Jahr vorher zu kündigen, worauf Pächter abziehen muß, wohingegen auch die Gemeinde dem Pächter verspricht, falls er ohne Tadel und sich wohl verhält dem Befinden nach die Pacht nach Ablauf der Pachtjahre zu prolongieren.

7. Die Gemeinde verbindet sich, das Wohnhaus im wohnbaren Stand zu setzen, und solches wie auch den Backofen darin auf ihre Kosten zu unterhalten. Sollte aber die Gemeinde während den Pachtjahren ein neues Backhaus erbauen, so soll der Pächter in dem Jahr, worin solches erbauet wird, keine Pacht zahlen und von der Gemeinde in einem schicklichen Lokale frey Wohnung erhalten, und das Jahr nicht mit in die Pachtung gerechnet werden. Dagegen aber den neuen Ofen unentgeltlich ausbrennen, übrigens aber von der Gemeinde im geringsten keine Entschädigung zu fordern berechtigt seyn.

8. Der Pächter muß sowohl die ganzen Kosten der Verpachtung, als auch die des Pacht Contrakts außer der Pachtsumme bezahlen.

9. Es darf keiner der nicht der Bäckerey kundig und wovon solches den Anwesenden bekannt, oder gehörige Atteste beybringt zum Geboth angenommen werden.

10. Die Gemeinde behält sich vor binnen 14 Tagen von den drei leztbietenden Pächter demjenigen den Zuschlag zu ertheilen, welchen dieselbe am tauglichsten dazu hält.“

Es erschienen darauf verschiedene Pachtlustige, von denen Friedrich Hoppe aus „großen Rüden“ und Christoph Eggers aus großen Algermissen sich gegenseitig bis auf 7 Thaler 18 Groschen und 8 Thaler überboten. Da nun keiner mehr ein mehreres both, so wurde dieser Termin geschlossen, das Protokoll vorgelesen, genehmigt und von Friedrich Hoppe unterschrieben, von Eggers aber erklärt nicht schreiben zu können. Friedrich Hoppe. g. w. ob.

Der Hausvoigt Blumenberg.

In diesem Umfange fehlen über das Gemeindebackhaus in Großalgermissen urkundliche Nachrichten. Es steht in seiner ursprünglichen Bauart noch zum größten Theil erhalten inmitten des Dorfes an der Ostseite des Tieberges. Wie aus den alten Protokollbüchern der Gemeinde hervorgeht, wurden darin gar oft Gemeindeversammlungen abgehalten. Besonders während der kalten Wintermonate tagte hier regelmäßig der Gemeindeausschuß zu gemeinsamer Beratung und Beschlußfassung. In der mässig warmen, geräumigen Backstube saßen dann die Dorfsältesten an dem langen, schweren Eichentische friedlich beisammen. Unter guten Freunden und Nachbarn sprach man sich hier über all das gemeinsame Wohl und Wehe lebhaft aus. Offen und frei wurden manche ernste, aber auch wieder lustige Neck- und Scherzworte gewechselt. Als letzter sichtbarer Zeuge kündet noch eine gut erhaltene hölzerne Stubenbank im Backhause auf dem Tie von jenen Zeiten echt volkstümlicher Dorfgemeinschaft und stillen ländlichen Friedens. Es war ein Bild, wie der Bauerndichter Jakob Kneip es in den Versen schildert:

„Hier, im warmen dämmrigen Licht
Alles leicht sich vom Herzen spricht.
Und wer eben vorüber muß,
Setzt wohl über die Schwelle den Fuß,
Tritt in das alte gesegnete Haus,
Spricht sich mit Nachbarn und Freunden aus.
Und man scherzt, man neckt sich und lacht,
Schüttelt vom Herzen manch böse Fracht,
Geht dann weiter und schafft seinen Tag,
Und verwunden ist Kummer und Mlag.
So war es immer, so sei es auch heut,
So mög' es bleiben noch lange Zeit!“

Hacket, snöi Hacket, giv en Pärn watt in!

Ein Bild altdörflicher Hofarbeit.

Noch is et düistere Nacht. Keine Hand vorr Egen kann man sehn. Greulich tuet dāi hoale Ostwind dürt Därp. Doagelang isse alle an Warke. Hei will seck goarnich iest tau quiecke giem. Sau moaketet eck huite wier goar griesig. Dāi Taln uppen Döakern klappert. Man schöll angst un bange wiern von düssen Spectoakel. Zwischendür slatt aff und tau en Hund an. Vorr Külle kann hei seck sicher nich mäir barga. Süß oaber is weier nicks tau hürn unne spürn. Alles liggt noch in deipen Sloape.

Doa fangt ett uppen moal unnen in Därpe an te tiuten. Dreimoal hinnermannen gaht et: „Tiut, tiut, tiut.“ Et is de Nachtwächter, de eole „Bedder Stülpe“. Hei gisft seck upp söine dridde Runne. Zweimoal hette all datt Därp awegahn. Niu stahte an Hinddöke un bläst. Von doa kumnte upper breien Stroaten herupp. Söin swarte Spighund loppt vorrher. Eobere Schuldern hängt annen Reim datt Hurn. Söin dicke Hoawelock un dāi greote warme Klappmütze sind giut vorr ühne in düssen Harwst- und Winter- nächten. Vorrn Bogtschiuse anner Masch sette wier taun Tiuten an. Datt drünt ganz bannig dürt Därp. Vöin Spielhiuse annen Gäusedöke bläste taun lesten Moale. Doamidde is söine Arbat wier vorrt ieste doan.

Daber niu motte noch upp dāin greoten Höwwen dāi Luie wecken. Hille gaht'e von einen Howwe noan annern. Hei kloppet anne Pärstalldür un roppt: „Uppstoahn, ett is jau wöit!“ Jetzt reuget seck watt in Stalle. Uppen Hiusvogts Blambargs Howwe fruppt dāi Greotspänner Theodor Asche- mann iuten Bedde innen Pärstalle. Hei stickte Stallücht'n an und fickt noar Duhr. Richtig, ett is all Döit e'wurn taun Uppstoahn! Dāi Päre stoht vorre Krüppen un snüffelt'er inne rumme. Ganz wöit strecket de eole Hilln- springer inner Ecken söinen Hals vorr Smacht eobere Krüppe noan Futter- winkel. Doch dāi is noch leeg. Ett mott iest wier nöit Hacket e'snien wiern. Datt is jeden Morgen ümmer dāi ieste Arbat vorrn Greotspänner. Doatau is en andrer nich te briufen. Koastöppe, Dalsen, Tapitte un Slurnpruills fanget er nicks midde an. Doarumme snitt dāi Greotspänner eck ümmer sülmst datt Hacket.

Glücks streckt hei de Beine inne Bögen un tuit datt Kaputt an. Dāi Heosabeine kuomet inne Strümpe. Niu noch mitten Fäuten inne Holschen, un denn kann ett ummegeoahn. Underdessen stiggt dāi Pärjunge uppen Bodden un smitt' en poar Scheuwe Streoh- un Heubunne aff. Düsse fliepete innen Stall anne Snälloan. Doa staht all de Greotspänner un liurt upp. Ganz gehörig scharpet'e mitter Sträifen iestemoal datt Mest. Dāi Junge reppelt

niu en Wisch taurechte un gisft 'ne inne Snäiloa reober. Doa ward datt Streoh und Heu noggemoal orndlich glatt'e teogen. Niu spöiet däi Grootz spanner inne Hanne un fangt ante jnöin. Datt issene gruulich siure Arbat.

Mitten rechten Beine stahte uppen dicken Holtfloze. Sau friggt datt Träen mitten linken Beine eihew Swung. Dütt Trittbrett is unnen annen Meste wien Häbel verbunnen. Anner Hinderjöite vonner Snäiloa sitt en hölsten Bügel. Von söinen Enne gaht en Strick anne Drahinrichtunge vonnen Meste. Dür datt Trittbrett un dain Bügel ward datt Upp und Doal mitten



An der Snöila.

Meste lichtweuriger. Däi rechte Hand foat dain höltnen Grepp un feuert niu datt Mest henn und her. Zack, zack, ward sau vonnen Streoh inner Loa ümmer watt awesnien. Däi linke Hand schusst ett ümmer wier noa.

Bade Hanne un Häute mütt upp düsse Wöise tauheope feste arban. Arme un Beine wierd loahm doavon. Geof in Kruize fäult man ett nich wennig. Datt Bast ward warm un natt von Sweit. Doch datt helpet alle nicks. Däi Päre willt niu e'moal watte fräten hem'm. Vorr Doage noch mütt se awesuttern wiern. Däi Grootzpanner stellt doarumme böin Hacketz

snöienümmer glöif de Swenten under un giff't'n Pärn twischendür watt in. Zwei bett drei Stunnen goah't'er sau upp henn. Upper Schuinedeel sind dai annern Lui all feste böin Döschén. Gigen Klocke siem ward Kasse drunken. Doatau giff't' et en poar Schöim Kassebreot. Düsse wierd inneplocket un denn iuteleppelt. Doanoa gaht'e Arbat wöier. Eof vorr de Kah mott niu Futter 'e snien wiern. Dütt Hacket oaber ward länger 'e moafet. Sau kummt 'er man eih'r midde upp de Käige.

Sommerdoags gung ett mitten Pärn Klocke föiwe von Howwe uppet Feld. Dams in Stalle möfte denn iest wier Futter 'e snien wiern. Hinderdör feim denn eof de Kah von Felle taurügge un woll'n böin Melken noch 'n Futter inhem'm. Doa heit ett taupacken! Man reip denn en Grootspänner böin Hacket'snöin giern tau: „Hacket, snöi Hacket, giff 'en Pärn watt in. Moaf hille, moaf hille, dai Kah kumet in!“

Lange sind düsse Böien all doahenn! Wer kennt huite noch 'ene Snöiloo? Ganz verenzelt sind man 'se heier und doa noch innen Ecken un Boddenwinkels herummeftoahn. Dai Holzwärm sitt' er inne un fritt' se kaputt. Datt West verrustet. An ührer Stie stoah't greote moderne Maschöinen, Motors brummet un verrichtet dai ganze Arbat wöi 'en Lickupp. Dai junken Lui huitigendoags oaber könn't 'er seck goarnich anders mäier rinn denken. Söi giewet den Geln uppet Bertälln von freuher maest tauer Antwort: „Watt sind jöi sau dumme west!“

Die Borsumer Holzordnung 1801.

Es ging ein Bauer ins Holz. Wieviel und was durfte er holen?

Mehr als heute war man früher und besonders auf dem Lande nur auf Holzfeuerung angewiesen. Die Versorgung mit diesem notwendigen Brennmaterial verursachte in Gegenden mit ausgedehnten Waldungen wenig Mühe. Da eine geordnete Forstwirtschaft noch nicht überall bestand, holte man sich aus dem Holze, was der Haushalt an Vorrat für die langen Winterwochen bedurfte. Aus diesen Verhältnissen heraus entstand der Spruch: „Dem eichen walt es wenig schadet, ob sich ein Mann mit Holze ladet!“

Immer mehr aber wurden die aus solchem Raubbau sich ergebenden Gefahren für den gesamten Waldbestand erkannt. Abhilfe schafften bald die verschiedensten Holzordnungen, die als erste Grundlagen einer geregelten Forstwirtschaft anzusehen sind. Wie sehr man schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts auch in unseren Dörfern darauf bedacht war, den vorhandenen Wald

planmäßig zu hegen und zu schätzen, davon gibt folgende Vorsumer Holzordnung aus der Aktensammlung des dortigen Dorfmuſeums aufschlußreiche Kunde:

Actum in iudicio praepositorati.

Hildesheim, den 15. Oktober 1801.

Praes: Er. Bischöflichen Excellenz Herrn Domprobsten Freiherrn von Wendt. Herrn Assessor und Syndico Straub et me Actuario Flöckher.

Erschienen aus der Gemeinde Vorsum von Seiten der Ackerleute Ferdinand Hagemann, von Seiten der Köther Konrad Hörter;

Sodann der Vogt Blumenberg, welcher den neuen Holzgeschworenen Moritz Flebhen junior zur Vereidigung sistirte.

Zuvörderst wurde die hierbei gefügte neue Holzordnung Sub praes: den 4ten Julius 1801 verlesen, und solche insoweit genehmigt, als dadurch die Gerechtsame des Herrn Domprobsten nicht gekränkt wurden.

Es folgte der Wortlaut:

Holzordnung über das Vorsumer Holz.

Wer, und wieviel aufs Holz gehen, und woher sie ihre Bezahlung erhalten sollen.

1. Es soll eine Geschworener seyn.
2. Sollen von 76 Ehtern, wovon jedoch Dh. Pastor Oppermann, Schäfer, die Baumeistern und Gröyer Echter frey seyn sollen, jährlich 4 Leute von 4 Echter, als das eine halbe Jahr 2; und das andere halbe Jahr die 2 Folgende gehen; als 2 von Peter und Pauli bis Neujahr, und die 2 anderen von Neujahr bis Peter und Paul.
3. Die Auswärtigen, so Echter haben, sollen, wenn die Reihe an sie kömmt, nicht selber gehen können, sondern einen guten und tüchtigen Mann aus Vorsum, welcher ein Interessent der Echter ist, auf ihre Kosten stellen.
4. Sollte sich aber einer weigern, entweder selbst zu gehen, oder einen für sich auf seine Kosten gehen zu lassen, so soll von der Gemeinde einer für ihn gesetzt, und von seinem Holze, welches er erhält, bezahlt werden, darneben aber in 5 Reichsthaler „Bauerföhr“ verfallen seyn.
5. Soll der Geschworene beim Gerichte beeidigt, die anderen aber vor der Gemeinde allzeit einen Handschlag dem zeitlichen Vogt und großen Bauermeister bey der Versammlung thun.
6. Der Geschworene soll aus der Holzrechnung so viel man mit ihm eins geworden, auch ein Echter Holz, oder wenn kein Holz vorhanden, dafür 2 rth. erhalten.

7. Das Geld, welches derselbe für seine Mühe erhält, soll von den Echtern und Wannen genommen werden / einen vollen Echter zu 3 Morgen gerechnet. / Dem Auswärtigen sollen diese Kosten beim Ausschatt gerechnet, die Einnahmen aber solche um Fastnacht bezahlen. Wer aber nicht bezahlt oder nicht bezahlen will, dem soll auf dessen Kosten so viel Holz von seiner Theilung verkauft werden, als dazu hinreicht.
8. Die 4, so von den Echtern gehen, sollen aus der Holzrechnung jeder für ihre Mühe 1 rth. erhalten.

Was der Holzgeschworene zu tun hat.

1. Soll er die Holzrechnung führen, und solche jährlich den 1ten May in Gegenwart des zeitigen Vogt, großen Bauermeister und Gemeinde Holzgeschworenen ablegen.
2. Soll er an den mehrsten Tagen oder an jenen Tag oder Nächten, da er vermuthet, daß Gras geschnitten oder Holz entwendet oder sonstige Greffen verübet werden, sich ins Holz begeben, dasselbe ordentlich durchgehen, und auf alle strafbaren Fälle Achtung geben, mithin sich so verhalten, wie es einen redlichen Holzgeschworenen eignet und gebühret, auch alle strafbaren Fälle annotieren, und dem nächsten Meierding zur Bestrafung vorstellen. Auch zu mehrer Übersführung dem Straffälligen die Barten, Sichel, Riepen, Sägen, oder sonstigen Geräthschaften abnehmen, und dem zeitigen Vogt abliefern, welcher die nicht eher, bis die Bauerköhr bezahlt, abgiebt.
3. Sollte er aber nicht ordentlich aufs Holz acht geben, oder einige Strafällige verschweigen, oder übersehen, so soll er das erstemal in 5 Rthl., das anderemal in 10 Rthl. Bauerköhr verfallen und das 3temal seines Dienstes verlustig seyn.
4. Sollte er aber Geschäfte halber ausreiten müssen, oder krank werden, so soll er solches sofort dem großen Bauermeister, welcher als Vorsteher des Holzes angesehen werden soll, melden, damit derselbe einen anderen, jedoch auf seine Kosten, so lange bestellen, welcher das Holz verwahret.

Der zwei Gemeinde Geschworenen ihre Pflichten.

Es sollen dieselben wenigstens die Woche 2 mal wechselweis das ganze Holz durchgehen, und alle Posten, welche straffällig, beim Geschworenen anzeigen, auch wenn's der Geschworene verlangt, es sei bei Tage oder bei Nacht, mit demselben nach dem Holze gehen, sollten sie aber etwas verschweigen oder übersehen, so sollen sie das erstemal in 2½ Rth., das 2temal in 5 Rth., das

3temal in 10 Rth. etz. Bauerköhr verfallen seyn. Auch soll der Gemeinde Geschworene von jedem Posten, welchen sie antreffen, 5 mgr. erhalten.

Was bestrafet, und wie hoch solches bestrafet werden soll.

1. Wer einen Eichenbaum hauet, so nicht ihm gehöret, und welcher mit der Winde muß aufgebracht werden, nebst der Ersezung des Schadens 20 Rth. Bauerköhr.
2. Wer einen Eichen Heister hauet, nach Verhältnis der Größe mit 9, 6 oder 3 Gulden nebst Ersezung des Schadens.
3. Wer eine große Buche hauet, nebst Ersezung des Schadens 10 Rth.
4. Wer einen Heister hauet nach Beschaffenheit der Größe von 6 bis 3 Gulden nebst Ersezung des Schadens.
5. Eine Espe oder Esche, die nemliche Bauerköhr wie die Buchen.
6. Wer ein Bund Wendstöcke oder Vicebohnen Stiefeln hauet 3 Gulden nebst Ersezung des Schadens.
7. Wer Winden oder Spieken hauet, 1 Gulden Bauerköhr.
8. Wer die jungen Roden oder Rathreiter umfähret, $\frac{1}{2}$ Gulden nebst Ersezung des Schadens.
9. Wer durch die Roden fährt 1 Gulden.
10. Die Fremden, so nicht ins Holz gehören, sind doppelt zu bestrafen.
Wenn wer von Fremden, so keine liegende Gründe im Holze haben, Holz ausfahren wird, soll derselbe sich von den Geschworenen gegen billige Vergütung auswahren lassen.
11. Es soll zwar jedem erlaubt seyn, wenn er im Holze Holz hauet, einen kleinen Handstock zu schneiden, jedoch nicht mehr, wie auch keine jungen Heister, er sonst in die vorher gesetzte Bauerköhr verfällt.
12. Wer aber Holz säget, soll doppelt gebauerköhrt werden.
13. Wer junge Heister ausrottet, soll nach Beschaffenheit des Schadens nebst Ersezung desselben gebauerköhrt werden. Es soll aber keinem verwehret seyn, solches aus dem Seinigen zu thun, doch soll er erst dem Holzgeschworenen solches melden, welcher alsdann mitgehen, ansonst er in dieselbe Strafe verfallen sein soll.
14. Wenn einer Linden oder ander Bast abscheelt, nach Beschaffenheit des Schadens.
15. Wenn Kühe oder Pferde im Holze weidend angetroffen werden, von jedem Stück 1 Gulden nebst Schadens-Ersatz.
16. Wenn Schafe darin weiden, vom Stück 1 guten Groschen nebst Ersezung des Schadens.

17. Wer mit der Sichel sowohl vor als am Holze Gras schneidet, soll nebst Ersetzung des Schadens in 1 auch nach Beschaffenheit der Sache in mehreren Floren Bauerföhr verfallen seyn. Jedoch soll keinem Reihemann das Gruen im Holze verwehret, dem Häusling aber bei 1 Gulden Bauerföhr untersagt seyn. Auch soll es keinem erlaubt seyn, eine Sichel mit ins Holz zu nehmen, widrigenfalls er nach Befinden in 10 Groschen Bauerföhr verfallen seyn soll.
18. Das Laubpflücken soll bey 1 Gulden verbothen seyn.
19. Zwar soll es den Leuten erlaubt seyn, zu gewissen Zeiten, welches der Holzgeschworene denselben kund thun soll, trocken Holz zu lesen, allein sie sollen keine Barte mitnehmen, bei 1 Gulden Bauerföhr, auch nichts auflesen, wie trocken Holz, wer aber die andere Zeit Holz lieset, soll in 10 Groschen Bauerföhr verfallen seyn.
20. Mit dem „Döhle“ soll es so wie mit dem Holze gehalten werden.
21. Auch soll die Bauerföhr vom Holzhauen so wohl im Felde als um dem Dorfe die Nemliche seyn, wie im Holze, auch soll der Geschworene hierauf etwas Achtung geben.
22. Das Unterholz im Holze in den Gemeinde Theilungen soll hinfür auf Weihnachten aus dem Holze seyn, widrigenfalls es verkauft werden, und das Geld in die Holzrechnung kommen soll.
23. Auch soll ein jeder in den Gemeinde Theilungen die Heister von allem Holze, welche zum Anwachsen gut sind, stehen lassen, bei 1 Gulden Bauerföhr für jedes Stück.
24. Wer Stuken hauet, so nicht auf dem Seinigen stehen, soll in 1 Gulden Bauerföhr verfallen seyn.

Vorstehendes miteinander ist mit ausdrücklichen Vorbehalt der einem zeitlichen Herrn Domprobsten zustehenden Gerechtsame verabredet und beschlossen worden.

Der Eid der Feldhüter.

Wie unsere Väter Wald und Flur schützten.

Wohl in keinem Wort kommt die innige Verbundenheit unserer Vorfahren mit ihrem angestammten Heimathoden so treffend zum Ausdruck wie in der Bezeichnung „Heilige Scholle“. Als unantastbare Heiligtümer galten ihnen Wald und Flur, die niemand ungestraft mißbrauchen oder zerstören durfte. Zu ihrem Schutze wurden besondere Holz- und Feldordnungen erlassen, über deren Durchführung von jeder Gemeinde angestellte Holzgeschworene und Feldhüter zu wachen hatten. Vor Antritt ihres Amtes mußten diese in feierlicher Eidesformel bekunden, daß sie stets mit größter Gewissenhaftigkeit ihre

obliegenden Pflichten treu und genau erfüllen wollten. Darüber berichten in sehr anschaulicher Weise die zwei folgenden Urkunden aus dem Vorsumer Dorfmuseum.

Die Vereidigung des Holzgeschworenen Moriz
Flebben jun. in Vorsum am 15. Oktober 1801.

Nachdem der Vogt Blumenberg den Holzgeschworenen zur Vereidigung „sistirte“, wurde folgende Eidesformel vorgeschlagen, welche genehmigt, und der Moriz Flebben junior als Holzgeschworener „preemissis preemittendis“ damit „würklich belegt wurde“.

„Daß ihr an den mehrsten Tagen in der Woche, oder an jenen Tagen oder Tageszeiten, wo ihr vermuthet, daß Holz entwendet, Gras geschnitten, Laub gebrochen, oder unrechte Wege mit Fahren genommen, oder sonstige Schaden verübet würde, in das Holz gehen, die Betretende ihr bei sich führende Geräthe, als Barten, große Messer, Sichel, Riepen zu deren Überführung fortnehmen, und bey dem Vogt abliefern, dieser aber ohne Vorwissen der jährlich von den Holzinteressenten zu wählenden zwei Holzvorstehern, und bis die Attrapirte den Schaden billigmäßig zu bestimmende Strafe erlegen, nicht zu verabsolgen hätte, sodann auf nachstehende Fälle Rücksicht nehmen, und wenn einer in fremden und ihm nicht zugehörigen Holze Winden und Bandstöcker oder Eschen oder andere Stiele und Holz hauet, schneidet oder durch Fällen der Bäume seinen Nachbarn Schaden zufüget, oder durch den Nachbarn oder fremden Holz zu Schaden fahret, Loden und Gras schneidet, Laub bricht, wenn ihr fremde Wagen, die keinen Antheil an dem Holze haben, und auch diejenige, so Rathreise um oder durch die Loden, oder unrechte Wege fahren, betreffet, auch Vieh als Pferde, Kühe, Schweine, Schaafse oder wohl gar Ziegen darin antreffet, gehörig angeben, sodann falls ihr behindert, dieses so gleich bei den Vorstehern des Holzes, welche für euch inmittels einen anderen auf eure Kosten zu bestellen, anzeigen wollet: So wahr euch Gott helfen soll, und sein heiliges Evangelium.“

*

Eine andere ähnliche Urkunde bezieht sich auf den Schutz der Feldflur in Klein Algermissen. Sie lautet:

Actum, bey dem Amte Hildesheim, am 8ten März 1826.

„Am heutigen erscheint der Röther Harm Heinrich Voeker aus Kleinen Algermissen, um als Feldhüter beeidigt zu werden, nachdem demselben seine Pflichten vorgehalten und die Warnung vor dem Meineide deutlich und klar vorgelesen worden, schwur er folgenden Eid:

„Daß ich als für die Gemeinde Klein Algermissen bestellter Feldhüter, sowohl bey Tage als des Nachts die Feldmark fleißig durchgehen, und darauf

sehen wolle, daß niemand durch Hüten, Schneiden, Gehen, Disteln-Ausziehen, Stehlen, Fahren, Reiten, und sonst auf irgend eine Art auf den Aekern, Gärten, Wiesen, an Zäunen, Hecken und Bäumen, Schaden geschehe, daß ich alles, das, was ich strafbar befinde, auch die Übertreter der Feldpolizeigesetze dem Hausvogt sofort oder zum längsten beym Ausgange eines jeden Monats anzeigen, mit Niemandem durch die Finger sehen, von Niemandem eine Privat-Abfindung annehmen, mich auch von meiner Pflicht durch Nichts, weder durch Gaben, Geschenke, Nutzen, Gunst, Haß, Freundschaft oder Feindschaft, noch aus Furcht, oder einigen anderen Ursachen, wie Menschenfinne die erdenken mögten, abhalten lassen, und mich überhaupt so betragen wolle, wie es einem rechtschaffenen Feldhüter eignet und gebührt, so wahr mir Gott helfe und sein heiliges Wort.“

Geschehen wie oben

In fidem

M. J. Schuh.

Decretum.

Dem Ortsvorsteher Becker und dem Feldhüter Harm Heinrich Voeker in Kleinen Algermissen wird hierdurch Abschrift des vorstehenden Vereidigungs-Protocolls ertheilt.

Königl. Großbr. Hannov. Amt Hildesheim,
am 8. März 1826.

M. J. Schuh. A. Werner.

Gleichlautendes Protocoll ist dem Köther Harm Heinrich Böker in Kl. Algermissen den 22. März 1826 insinuiert.

Der Hausvogt

Blumenberg.

Siuhe, siuhe Fasloamd

Altdörfliche Sitten und Gebräuche zur Fastnachtszeit.

Wier is Fasloamd herannekuomen. Noaher Noamedoagskerken sitt Wiuer Hannes Schowarte in Lüttjen Algermissen mit söiner Famöilig annen Kaffe-dische. Alle loatet seck däi frischen Stiuten un Prillken giut smecken. Nick's is vaber eck doaranne spoaret. Smalt un Are hett böim Backen datt Neudige doan. Sau goacht dei Prillken weg wöi warme Semmeln.

Doa kifte Noabere rin un seggt: „Wue is ett? Vonoamd müwe doch alle teheppe moal leos. Datt hürt'er niu Fasloamd einmoal midde tau.“

„Wat meinst du?“ frägt Schowarten Boader verwundert. „Wie schüwe denn henn?“ „Nö niu, heet jö ett denn nigge läsen? Ett was doch huite morgen annen swarten Bräe vorn Kerkhowe greot un breit annesloagen. In Gemeinefrage schall'ne knuffige Maskerade föiert wiern. Datt ganze Därp is doatau inneloan. Du drüwe doch nich fählen!“

„Bist du ganz kollerische wuorn. Minsche? Watt schütt wöi Luie du woll noch uppstellen? Datt sind doch wöier nicks ar lauter Narrenspügen. Man will de Stadt wat noamaken un weit ett nich antaufangen. Saun Alimbim hört niu einmoal nich uppen Därp. Däi Jugend is ett joa nich anders gewohnt wuorn. Doarumme suiht man upp düssen Dart Festen eok goar keine ölleren Luie mäier. Sei stellet seck unnern orndlichen Feste ganz watt anners vorr. Däi mäirste Töit stoakt se huite böi ühren Vergnuigen vorrer Tefe. Uemmer wier „ölm vorrne Mart“ hett ett. Däi Mäfens langwöilt seck un sittet mitunner däin ganzen Damd du un köiket inn'en Moand.“

„Du heest recht“, fällt niu de Noaber in. „Du was ett doch freuher 'ne annere Sache. Zweimoal inn'en Joahre wurod bleoß'e danzet, Fasfloamd un Fröischeiten. Doaböi fähle denn oaber keiner. Von'en gröttesten Biurn bett taun lütterjersten Puttjacker seit'n se alle vergnuigt teheope. Du lagg inn'en Festen eok noch'en Sinn. Sau wuord Fasfloamd drei Doage föiert. Gewöhnlich gung in düsser Töit däi Winter böi Lüttjen tau Enne. Däi Freujoahrsarbeiten stünnen wier vorrer Dür. Doarumme namm man datt Föiern nogge moal gehörig woahr. Datt was en Hantöiren all en paar Doage vorrher innen Hiuse! Däl und Rüeken wuoren uppewoschen, däi Hautboden inner Stium mit Säipen un Post e'schuiert un mit witten Sand böistraet. Böim Geom stund däi greote Backetrog mit Prillfendeig. Innen Stalle snien de Mannsluie mitter Snöiloae däi'n ganzen Futterwinkel vull Häckerling.“

Sönnagsnoamedoags seiten denne Kraugstium stoppsack vull. An allen Dischen spielen'se Noarten. Däi Mäfens un Friuens böisochten seck gegen söttig un verassrien seck vorr oamds. Gigen Klocke siem gung de Fasfloamdball innen greoten Därpe an. Was datt'en Niem! Musöike moake de eole Danzmester W. mitten Toggebuile, eoder iuse eigenen Mussefusse upper Biggeslöine. Danzet wuord datt'e Heide wackele! Schottischen, Rheinländer un Walzer keimen anne Räige. Saune Huckeröie un Schiuweröi wöi huite gaff et nich. Zwischendüer sung man eok allerhand lustige Leier. Eine stimme möinethalben an: „Wenn höier en Pott mit Beohnen stakt“, eoder „In Bründeln hett s'ne Rauh e'slacht“ un alle fällen glöif in „Den Schwanz haben sie zum Turm gemacht!“ Wier sung 'en annerer an: „Herr Schmidt, Herr Schmidt, was bringt denn Zulchen mit?“ Spoaßig was dat Leid vonnen Krinolinendröcken. Doareober sungen de jungen Bengels:

„Sieht man jetzt die Damen ziehn	Und flic' den Krinolinenrock.
Mit verschrob'ner Krinolin;	Ach, beim Tanzen, ach herrje,
Welche eng und welche weit,	Gehn die Dinger in die Höh,
Welche rund und welche breit.	Daß man kann die Waden sehn,
Al grüner Al, Madame komm	O, das nennt die Welt dann schön!“
herdal.	Al, grüner Al — usw.

Madamme satt im Kellerlock

Upp düsse vergnuigte Wöise gungen dai Stunnen hille hen. Fröitötig wühren Moandoagsmorgen doch alle wier uppen Beinen. Mitten böisopenen Koppe wöi huite rummespektoafeln kamm nich vorr. Wer irgend bleoß affkuomen könn, fund seck taur Wisse in. Dai Kerken was vull wöi Sönnndoags. Schaulmester Pres Boader spiele de Orgeln un stimme iuse schöne eole Leid an:

„Heb an, mein lieber Ackeremann,	Seit dem Adam nach seiner Sünd
Schlag deine Hand zur Arbeit an	Das Paradies ward aufgekünd't
Im Namen Gott's des Herrn,	Und angekünd't das Leide.
Brauch dich redlich.	Bringt die Erde hie Disteln, Dörner,
Gott vertraue, fleißig baue,	Keine Körner, auch Getreide,
Dich zu nähren,	Wann ich sie nicht bearbeite!“
Gott wird Glück dazu bescheeren.	

Naher Wisse würen dai neudigen Hius- un Hoffarbein balle doan. Sau könn man seck böim Freuhstücke un Widdoageje gehörig plägen. Ett gaff sturen Keohl mit gekoofeten Schinken. In daän Moamedoagsstunnen wuord in Krauge wier e'spielt. Dai Kinder trecken in Därpe herumme. Sei härren seck 'ne Fizekraun iuten Christbeome von lesten Wöihnachten e'moaket. Düsse was mit bunten Bändern böibunnen. Moa jeden Hiusse gung ett taun Fuihen. Böi ösch in Algermissen fuihen Moandoags dai Mäkens, Dienesdoages dai Jungens. Datt was oaber in jeden Därpe wier anners. In Bueffen gult'e Moandag vorr dai Jungens, Dienesdag vor de Mäkens. Damds gigen Klocke stiem gung dai Fafloamdsball in lüttjen Därpe an. Wier was dai ganze Soal proppenvull. Dienesdoagsmorgen briuken denn de Eiue in lüttjen Algermissen nich sau wöit naher Kerken de goahn. An düssen Doage wuord inner Kapellen 'ne Wisse läsen. Organiste was höier de eole Sanitätsrat. Hei leit seck datt nich niem un kenne giut alle eolen Gesänge. „Wat moake we huite morgen vorr einen?“ sau froage hei gewöhnlich iusen Fründ H. W., dai ümmer doaböie stund. Denn wuord Nummere 244 uppesloan un feste fungen:

„Wann es aber kommt mit Haufen,
Wann es nicht bei Einem bleibt,

Wann kaum Einer kann verschmaufen.
 Wann ein Kreuz das andre treibt,
 Wann ich muß in Leid verjahren,
 Soll ich dann die Seufzer sparen?
 Soll ich leiden meine Plag'
 Und noch meiden meine Klag'?"

In gewohnter Weise was denn Dienstedagsnoamedoags in Krauge dai greote Gemeinerversammlunge. Dai Biuermester eoder später Vorrsteher moake alles Neudige bekannt un gaff eober'e Gemeinerechnunge Bericht. Ett wüörn eok neudige Woahlen vorrenumen, un doanoake kamm upp Gemeinkosten ein Fatt Veier taun Zutschenken. Dai jungen Bengels sammeln unnere Töit in Därpe Wöste. Düsse wüörn vonnen Wostekönnige anner langen Forke herummedroaget un dands in Krauge teheope weggepuzet.

Dai Mäkens oaber gängen von einen taun annern. Upper Däl spielen'se denn gieren Blinnekauh. Osters hoalen se eok en Ganter herin. Düssen tügen se 'en swarten Strump eobern Kopp und Hals un lein'en denn leopen. In Kreise wuord 'er umme herumme danzet. Alle wolln'ser vonne betten wieren; denn friegen se nogge'n Brügamm in selben Joahre.

An annern Morgen oaber gung denn wier datt Arbeien los. Alle hoalen seck vorrer Wissen dat Aschenkruize. Doamidde was dai Föierböierstemoal vorrböi. Aschenmiddeweckenoamd vertihre dai Junggesellschaft in Krauge taun Schlusse dai in Därpe gesammelten Are.

Inner Nacht uppen iesten Fastenbönddag gung denn dai Kröig umme dain Faßloamdsfierl twischen baden Därpen leos. Mit eolen Röcken, Heusen und Häuen moaken dai jungen Luie einen orndlichen Streohfierl taurechte. Iut lüttjen Algermissen sochten se denn düssen noa greoten Algermissen tau bringen un ummededraht. Scharp wurd doaböi gigenböitig uppepasset. Iider woll dain annern tauvorr kumen. Böim Kerkengoahn an Bönddagmorgen können denne Luie seihn, wer'e sieget harre. Beom upp irgend einen Hiusdoake stund doa dai Faßloamdsfierl. Greot un lüttjit härre söinen Spoaß doanne.

Eine annere spoaßige Sache was inner Faßloamdstöit eok noch datt Mäkensverpachten. Dai ganze Junggesellschaft kamm doatau teheope. Upper Listen stünnen de Noamen von allen jungen Mäkens iuten Därpe. Iidet Mäken wuord dair Räige noa innesettet un denn gung et Veien los. Sau lichte leit seck 'en junger Bengel datt Mäken, wue all'en Eoge upp härre, nich eoberbeien, koste ett, watt ett wolle. Hei alläine gung un danze denn datt Joahr eober mit „söinen“ Mäken, un mitunder wuord'en richtig Poar doaiut.

Was datt nich sau freuher en'e sinnige Töit? Datt ganze Liem verleip johrin, johriut noa eoler Gewohnheit. Loat se doarumme huite sawiel „Mascheraden“ söiern ar se wütt. Wöi künnt bleoß 'en Kopp doareober schüren un mit Wilhelm Henze seggen: „Is dütt 'ne Welt!“

Drei volkstümliche Heiligtage.

In der Zeit zwischen dem scheidenden Winter und dem kommenden Frühling sind im Volksleben der Heimat drei bekannte Heiligtage von besonderer Bedeutung. Das gilt zunächst einmal von dem Feste Mariä Lichtmeß am 2. Februar. Es hat seinen Namen von der Lichterweihe erhalten, die alljährlich an diesem Tage vor dem feierlichen Hochamte in der Kirche stattfindet. Ähnlich wie zur Kräuterweihe am Feste Mariä Himmelfahrt nehmen dann die Kinder mit ihren Kerzen auf dem Chore vor dem Hauptaltare im Halbkreis Aufstellung. Die geweihten Kerzen werden nun im Hause sorgfältig aufbewahrt. Sie brennen am Krankenbett, schmücken den Tisch beim Versegang und dienen als Sterbekerzen. Zieht ein schweres Gewitter herauf, so zündet man ebenfalls ein geweihtes Licht in der Wohnung an. Am Tage nach Lichtmeß erteilt die Kirche mit zwei geweihten Kerzen den Blasiussegen zum Schutz vor allen Halskrankheiten.

Wie kaum ein anderer Tag im Jahr wird Lichtmeß weiter viel in Bauern- und Wetterregeln genannt. Nach dem Kalender auf der Mitte zwischen Winter und Frühling gelegen, hält man den Tag gewöhnlich als Zeitpunkt, mit dem der schlimmste Winter vorüber ist. So heißt es z. B. „Lichtmessen ist der Winter halb vergessen“. Zusehends werden nun die Tage länger, woran die alte Regel erinnert: „Mariä Lichtmeß sollen die Herren bei Tage was essen.“ Nach alter Überlieferung begegnen sich am Lichtmeßtage „Winter und Sommer“. Dann muß die Lerche ihren Gesang ertönen lassen, und „wenn ihr die Zunge im Schnabel erfriert.“ Für den Bauer ist allerdings jetzt noch kein warmes Wetter erwünscht. „Wenn Lichtmeß ist hell und klar, gibt es zwei Winter in diesem Jahr.“ „Scheint an Lichtmeß die Sonne heiß, so kommt noch viel Schnee und Eis.“ Wenn dann „dai Sonnen int Wissebauk schöint, motte Viure noch Heu un Stroh verwoahrn.“ Weiter heißt es: „Sonnt sich der Dachs in der Lichtmeßwoch, zieht er auf vier Wochen wieder ins Loch.“

Eine ähnliche Bedeutung hat auch der St. Matthiastag am 24. Februar. Von ihm sagt man: „Mattheis bräckt datt Eis, find't er keins, dann moafete eins!“ Wie um Martini der Winter beginnt, so geht er zu Matthias allmählich zu Ende. Das kommt zum Ausdruck in der Wetterregel: „Noa

Mattheis gaht kein Boß mäir uppet Dis.“ Als Kirchenpatron wird St. Matthias in Hüddeßum verehrt. Mit der ortsüblichen Feier dieses Festes schließt zunächst die Reihe der Kirchenpatronatstage, die im Stift Hildesheim mit dem St. Matthäustage am 21. September in Algermissen beginnt. Schon steht nämlich der März vor der Tür, der zu neuer Arbeit draußen in der heimatlichen Flur ruft.

Vom Monat März sagt man, daß er neun Frühlingstage bringt. Als einer dieser Tage gilt der St. Gertrudstag am 17. März; denn „Gertraud, die erste Sommerbraut“, ist die bekannteste unter den vielen Wetterregeln dieses Tages. Den Landleuten tut St. Gertrud zur Frühlingszeit die Erde auf, nach alter Bauernweise sät man Kohlrabisamen, legt dicke Bohnen und setzt Zwiebeln. „Gertrud mit dem frommen Sinn ist just die erste Gärtnerin“ und „Ist's Gertrud sonnig, wird's dem Gärtner wonnig“. Auch Bauern und Winzer müssen an die Arbeit: „Es führt St. Gertrud die Kuh zum Kraut, die Biene zum Flug, die Pferde zum Zug.“ Frost hat man darum an diesem Tage nicht gern; denn „friert's an St. Gertrud, der Winter so bald nicht ruht.“ Im Kölnischen sagt man: „St. Severin wirft den kalten Stein in den Rhein, St. Gertrud mit der Maus holt ihn wieder heraus.“ In Gegenden, in denen es Störche gibt, singen die Kinder: „Gertrud bringt uns die Störche her, Bartholomäus (24. 8.) macht ihre Nester wieder leer.“ Alle diese Wetterregeln knüpfen an die Legenden an, mit denen das christliche Gemüt St. Gertrud umgab. Sie war Äbtissin des Klosters Nivelles bei Brüssel und hat den Spruch „Bete und arbeite“ in tiefchristlicher und altdeutscher Weise innerhalb ihrer Klostergemeinde verwirklicht. War der Winter ins Land gekommen, dann saß sie mit den Schwestern am Spinnrad und Webstuhl. Während sie webte und spann, machte sie ihre Genossinnen mit der Schönheit der Psalmen vertraut und erklärte ihnen die heiligen Schriften, oder sie überlegte mit ihnen, welche Arbeiten in Garten und Feld zum kommenden Frühjahr in Angriff zu nehmen seien. So innig war all ihr Tun und Arbeiten mit Gott verbunden, daß die Legende erzählt, ein Mäuslein sei, von Gott geschickt, aus der Ecke der Stube gekommen und habe ihr den Faden am Rock abgebiten. Da wußte St. Gertrud, daß der Winter vorüber und die Gartenarbeit zu beginnen sei.

Während unsere Vorfahren die Erdmutter als Schützerin der Garten- und Feldfrüchte anriefen, setzten die Christen Gertrud, die erste Gärtnerin, an ihre Stelle, und in manchen Gegenden sprechen die Bauersleute von ihr nur als von „ihrer Heiligen“. Garten- und Feldfrüchte erleiden manchen Schaden durch die Mäuse, und Mäuseplagen waren in früheren Jahrhunderten noch ärger als heute. Da suchte man Hilfe bei St. Gertrud. In manchen Kirchen wurde früher an ihrem Fest Korn gesegnet, das man zur Abwehr

der Nagetiere auf den Acker streute. Auch wurde das Wasser aus dem Brunnen ihrer Grabkammer in Nivelles zur Vertilgung von Mäusen und Ratten in Haus und Scheune gesprengt. Die Hausfrau hielt den 17. März in besonderen Ehren und unterließ an diesem Tage das Spinnen, damit die Mäuse ihr nicht das Garn zernagten.

Das Bild der heiligen Gertrud mit zwei Mäuslein, die an einer Spindel mit Flachsgarn nagen, findet man noch heute in alten Bauernstuben. Auch als Spinnerin wird sie dargestellt in Erinnerung an ihre Winterarbeit im Kloster und mit leisem Anklang an die germanischen Nornen, die die Schicksalsfäden spannen. Auf Kirchenbildern sieht man sie wohl als Äbtissin mit der Lilie abgebildet, oder auch mit dem Stab, an dem ein paar Mäuse hinaufflettern.

Wegen ihrer klösterlichen Gastfreundschaft wird St. Gertrud auch als Schutzpatronin der Wandernden und Reisenden verehrt. Auf der Gertraudenbrücke in Berlin steht ihr Bild in Überlebensgröße auf hohem Brückenrand.

„Brichst du Blumen, sei bescheiden!“

Wie die Vorsumer ihren Wald schützten.

Verordnung aus dem Jahre 1808.

Wohl nie wird das Vorsumer Holz mehr aufgesucht als alljährlich in den ersten Frühlingstagen und wochen. Besonders an den Sonntagnachmittagen wandern viele Spaziergänger aus den umliegenden Dörfern des Raspels hinaus in den heimatlichen Wald, um dort ihre Mußestunden nach angestrengter Wochenarbeit zu verbringen.

Abends sieht man dann muntere Kinderscharen fröhlich heimkehren, mit bunten Blumen und grünen Reifern oft reich beladen. Die Art und Größe dieser Sträucher künden nicht selten davon, daß die Mahnung der Dichterworte unbeachtet blieb:

„Brichst du Blumen, sei bescheiden,
Nimm nicht gar zu viele fort!
Sieh, die Blumen müssen's leiden,
Doch sie zieren ihren Ort!“

Trotz aller Naturschutzbestrebungen, belehrender Hinweise und behördlicher Verfügungen fehlten nämlich leider heute auch in weiten ländlichen Kreisen die rechte Einstellung für eine sinnige Naturbetrachtung und eine verständnisvolle Natur- und Heimatpflege.

Dagegen verknüpfte früher den Landmenschen noch ein viel innigeres Band mit der reichhaltigen Heimathnatur. Sie bildete die Grundlage seines ganzen Daseins. Ihr stilles Leben voll Schönheit und Wechsel im Werden und Vergehen war seine Umgebung, in der er groß ward, arbeitete und starb. Der Sinn dafür, die Natur zu achten, zu schonen und zu erhalten, ist darum so alt, wie unsere Kultur überhaupt. Das kommt in vielen uralten Sagen und in mancherlei Bestimmungen jener frühesten Volksrechte unserer Ahnen, den Weistümern, deutlich zum Ausdruck. Danach galten Wälder und Bäume als heilig und unverleglich. „Wer einen jungen Eichen- oder Buchenbaum abschält, dem soll man die Eingeweide aus dem Leibe schneiden und ihn so lange um den Baum herumjagen, daß dieser in seiner Wunde ganz umwunden ist.“ (Gesetz vom 13. 11. 1720.) „Wer einem Eichen- oder Buchenbaum den Poll abhaut, dem soll auch der Kopf abgehauen werden.“ (Nach Weigert.)

Dem gleichen Zwecke dienten die später erlassenen Holz- und Feldordnungen, die ähnliche Schutzbestimmungen, natürlich in wesentlich milderer Form, enthielten. Die alte Vorsumer Holzordnung vom 15. Oktober 1801 fand weiter eine verschärfte Ergänzung durch folgende Verfügungen in der westfälischen Zeit unter Jérôme:

„Das königliche Decret vom 29ten März 1808, art. 79, befiehlt, daß jeder, welcher Laub oder Kraut aus dem Holze sich zueignet, als ein Forstfrevler belanget werden soll.

Bisher ist hier diese Verordnung noch nicht so genau gehalten, und die Einwohner haben im Holze Gras frauten können, durften aber mit keinen Sichel schneiden. Seit einiger Zeit hat man aber sehr mißfällig bemerkt, daß die Einwohner sich dieser bisher erlaubten Vergünstigung nicht würdig zeigen, sondern ohne Unterschied durchgängig mit der Sichel Gras schneiden. Man findet dahero nötig, vorerst folgendes zur genauen Nachachtung festzusetzen.

Art. 1. Es ist nur von heute an erlaubt, im Holze Gras mit den Händen abzureißen und durchaus verbotnen, Gras zu schneiden, dahero niemand eine Sichel mit ins Holz nehmen darf.

Art. 2. Diejenigen, welche befunden werden, daß selbige Gras schneiden, oder welche auch nur eine Sichel mit ins Holz bringen, sollen als Forstfrevler dem Förster angezeigt und von diesem dem Polizeigericht zur Verurtheilung denunciirt werden.

Art. 3. Die Holzgeschworenen oder diejenigen, welche jemand mit einer Sichel im Holze betreffen, sollen demselben solche abnehmen und bey unterzeichnetem abliefern, und besonders das gekrautete Gras nachsehen, ob

darunter junge Loden mit ausgerissen sind, und falls dieses geschehen, so sollen dieselben als Forstfrevler bestraft werden.

Art. 4. Damit nun die Holzgeschworenen gehörig hierauf achten können, so wird hierdurch das Graßkrauten jeden Tag außer Sonn- und Feiertags nur von des Morgens 5 bis des Morgens 10 erlaubt, und wird derjenige, der des Morgens früher nach dem Holze gehet oder in anderen Stunden dahin gehet und Graß krautet oder Holz lißt, als Forstfrevher bestraft werden.

Art. 5. Denjenigen Einwohnern, welche keine Kühe auf der Weide haben, und auch den Häuslingen wird es hierdurch gänzlich verbotben, aus dem Holze Graß zu holen oder durch andere holen zu lassen, und wird hierbey noch besonders bemerkt, daß die Eltern für ihre Kinder und Dienstbothen verantwortlich sind, und für diese die Strafen und Kosten bezahlen müssen.

Ich hoffe, die Einwohner werden diese ihnen vorerst noch zustehende Begünstigung erkennen und sich ganz genau nach der Verordnung fügen, damit man sich nicht genötigt sieht, sie nicht allein bestrafen zu lassen, sondern auch diese Vergünstigung noch abzunehmen.

Vorsum, den 3ten July 1812.

Der canton Maire
Blumenberg.“

Eine weitere Verfügung vom 19. November 1812 lautet: „Da das bisher den kleinen Leuten bewilligte trocken Holz lesen im Vorsumer Holze so sehr überhand genommen, und vieles grüne Holz mit abgeschnitten ist, so wird solches in Gemäßheit des 79 artikels des Königl. Decrets vom 29ten März 1808 hierdurch gänzlich verbotben, und werden die Holzgeschworenen angewiesen, einen jeden, der beym Holzlesen angetroffen wird, ohne weiteres bey unterzeichnetem anzuzeigen, damit derselbe vom Forstgericht in die gesetzliche Strafe verurtheilt werden kann.“

Mancherlei Gefahren drohten im Laufe der Zeit noch dem Vorsumer Holze. Zum Besten der Heimatlandschaft und ihrer Bewohner aber ist es erhalten geblieben und übt immer wieder besonders zu Beginn des Frühlings seine Anziehungskraft aus im Sinne des Dichterwortes:

„Das alles lockt aus dumpfer Enge
Mich in den lieben Heimatgau,
Denn, horch! schon tönen die Gefänge
Der Lerchen an des Himmels Blau.“